Die jüngsten
Kinder meiner Laune

von

A. v. Kotzebue.

p. 20.

Sechstes Bändchen.

Leipzig 1797.

Epistel

an die Frau Landräthin von Löwenstern.

Zu lange hab' ich mit dem Irrthum mich getragen:
Der Mensch genieße nur, was ihm an Glück bescheert,
In seinen Frühlings- oder Sommertagen,
Der Herbst sey nicht der Rede werth;
Es welken seine schönsten Früchte,
Wenn kaum der erste Frost sie trifft;
Das Alter, was auch Formey von ihm dichte,
Sey für die Freud' ein schleichend Gift.

Auf! lern' Erasmus! sammt den Spöttern,
Die deine Sprüchlein nachgelallt,
Daß sich der Anmuth Rosen nie entblättern,
Wenn auch von sanfter weiblicher Gestalt
Der Reiz der Jugend nicht mehr strahlt.
Auf! folge mir in jenen Kreis der Freude,
Wo ich das Alter liebenswürdig fand,
Wo fern von äußerm Prunkgeschmeide,
Doch köstlicher geschmückt durch Tugend und Verstand,
Die Würdigste in heitrer Stille
Ihr holdes Bild in muntern Enkeln sieht;

Wo neben Früchten aus des Herbstes Fülle,
Auch noch so manche Blume blüht. —

Sieh wie auf Ihrem Knie sich Amoretten schaukeln,
Um Ihre Lippen holde Scherze gaukeln,
Und Ihrer Blicke sanftes Licht
Wie Hesperus durch Abendwolken bricht.
Die niedre Schwätzersucht elender Kaffee-Schwestern,
Die Männer von Talent mit gift'gen Zungen lästern,
Aus ihrem Zirkel war sie stets verbannt;
Hier wagt kein frecher Mund den Fremdling zu beleid'gen,
Den ihre Lippen und ihr Herz vertheid'gen,
Er sey bekannt, sey unbekannt.

Wohl mir! daß ich die Holde kenne,
Die, als ihn manche Wespe stach,
Für den verfolgten Fremdling sprach;
Wohl mir! daß ich sie Freundin nenne,
Daß meiner Muse Ernst und Scherz
Bald Lächeln und bald Thränen ihr entlocken;
Daß, wenn Verläumdung stürmt aus allen Glocken,
Sie Bürge ward für ein verkanntes Herz! —
O! laß dieß Herz ein schwaches Opfer bringen!

Es tönet schüchtern Dir mein Saitenspiel,
Gern mögt' es würdig Deine Tugend singen —
Arm sind die Worte — reich nur mein Gefühl.

Nimm freundlich auf die kleine Gabe
Die aus dem reinsten Busen quillt;
Hier ist was ich versprach — doch ach! vergieb! ich habe
Von meinem Wort die Hälfte nur erfüllt. *)
Vergebens suchst Du hier ein Werk der muntern Laune,
Wozu ein Schalk von einem Faune
Die grellen Farben mir geliehn,
Als Lästerung vom dummen Stolz verschrien;
Ein Werk in Flammen zu begraben,
Darob so mancher Esel, manche Gans,
Geschrieen und geschnattert haben —
Vergebens suchest Du den langen Hans.
Der arme Tropf, der nichts verbrochen,
Als daß er scherzend Wahrheit sprach,
Ihm braust ein Sturm aus düstern Wolken nach
Und zitternd hat er sich verkrochen.
Trübselig steht er, wie ein Kind
Der Unart halber, in dem Winkel —

*) Der Verfasser hatte jener vortreflichen Frau, außer der Fortsetzung von geprüfter Liebe, auch die des langen Hans versprechen müssen.

Ach freylich! es vergißt der kindsche Dünkel
Die Ruthe oft nur zu geschwind;
Ein Wort von Dir, ein Beyfallszeichen —
Ha! welcher Dichter würde da nicht kühn! —
Fast lockt' es ihn hervor zu schleichen,
Und mit den losen Knaben-Streichen
Aufs Neue durch das Land zu ziehn.
Da flüsterte zu rechter Stunde
Die weise Vorsicht laut genug:
„Ist schon verblutet jede Wunde,
„Die hämisch dir die Dummheit schlug?
„Hast du vergessen, wie mit schaalem Witze,
„Mit frechem Deuteln hier und da,
„Verläumdung in der muntern Skizze
„Nicht Laune sondern Bosheit sah?
„Wagst du zu trotzen jenen Streichen,
„Wenn du auch gleich ein Swifft, ein Yorik wärst?
„Willst du die Gottheit, die du ehrst,
„Den Frieden schon aus Friedenthal *) verscheuchen?
„Du wähnst dich unabhängig? — nenne mir den Wald,
„Die Wüste, wohin nie ein bös Geschwätz gedrungen;
„Der Fürsten langer Arm, der Schwätzer lange Zungen,

*) Der Name von des Verf. ländlicher Wohnung.

„Erreichen, Trotziger! dich bald!
„Willst du den Kohl in Ruhe pflanzen,
„Suchst du das Blümlein der Zufriedenheit,
„Und sollen, wie bisher, in stiller Häuslichkeit,
„Die unvergällten Freuden um dich tanzen;
„So müssest du, mit immer wachem Blick,
„Aus deiner Blumen Flor der Zwietracht Unkraut
jäten —
„Auf! laß den langen Hans zurück
„In den vergessnen Winkel treten.“

So sey er dann verbannt in eine finstre Gruft!
Dort berg' er sich vor Kritikaster Grimme,
Und folge selbst nicht Deiner Stimme,
Geistvolle Frau! wenn sie ihn lockend ruft.
Genug, daß ihn nur Thoren hassen,
Weil dummer Stolz argwöhnisch um sich schielt,
Durch jede Anspielung sich tief verwundet fühlt;
Zum Troste wollen wir ihm Deinen Beyfall
lassen.

Wo aber bleibt nun mein Versprechen?
Wortbrüchig muß ich vor Dir stehn,
Muß ängstlich einen holden Blick erspähn,
Der mir verheisse, Dich am Dichter nie zu rä-
chen.

Du! mit dem Hochgefühl für stilles Glück genährt;
Du, deren Herz von Sanftmuth überfliesset;
Du, die es weiß, welch' unschätzbaren Werth
Die Ruhe für den Dichter in sich schliesset;
Du Zeugin der Verfolgungssucht,
Die mich so oft geneckt, die mir so oft geflucht,
Vergieb, wenn ich des Kampfes müde,
Das rasch gegebne Wort Dir brach,
Auf daß in Friedenthal der Friede
Ein Nest sich baue unter meinem Dach;
Auf daß ich ruhig pflanze und verzehre,
Was Deine liebe Hand mir gab; *)
Kein ungerechter Seufzer um mein Grab
Einst meinen letzten Schlummer störe.

*) Die würdige Dame, an welche diese Epistel gerichtet ist, hatte den Verfasser mit Sämereyen beschenkt.

Geprüfte Liebe.

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Die Kriegsgefangenen.

Ist der Hang zum Kriege ein Naturtrieb, wie die Lust am Tanzen? Füttert Gott die Menschen nur zu seinem Vergnügen mit Lebenskraft, wie die Engländer ihre Kampfhähne mit Knoblauch? — oder ist der Krieg ein Sohn des Hungers? gleichviel ob Habichts — oder Fürstenhunger.

Ein großer Philosoph, und drum nicht mein Freund — (denn die Geschöpfe, die blos durch kathegorische Imperatife u. d. gl. regiert werden, taugen eben so wenig zur Freundschaft, als die Cedern vom Libanon zu Bohnenstangen) hat behauptet: dieser winzige Planet, dessen Daseyn unser Nachbar Jupiter nicht einmal ahndet, sey zum Schauplatz eines Krieges Aller gegen Alle erschaffen. — Gute Menschen mögen ungern solche blutige Wahrheiten bekennen. Gute Menschen stü-

tzen sich auf die Bemerkung: daß, vom Elephanten bis zum Polypen, der Trieb zu lieben im Lenz erwache, Empfindung und Leben in Millionen Geschöpfe hauche, und gegen den Winter ersterbe. Wenn nun aber der Trieb zu morden diese Ordnung der Natur umkehrt; wenn er zwar auch im Lenz erwacht, aber nur um zu vertilgen; so steht das Handwerk des Soldaten im Widerspruch mit dem Tagewerk der Natur. Nur die Liebe sollte zu Felde ziehn, der Maythau sich mit der Thräne der Sehnsucht mischen, und jedes Pulverkorn unbrauchbar machen, das ein Liebefähiges Wesen zu zerstören droht.

Solche Betrachtungen stellte der arme Wilhelm an, als er, nach Ablauf eines frohen Winters, den unwillkommenen Befehl erhielt, sich marschfertig zu halten, um die ersten milden Sonnenstrahlen in Wolken von Pulverdampf zu hüllen, und die hervorkeimenden Saaten tief in die Erde zu stampfen. Erst seit fünf Monden hatte er erfahren, daß die glühendste Phantasie der ersten Liebe noch lange nicht an das unerschöpfliche Glück der häuslichen Zufriedenheit reiche; daß, wenn die Einbildungskraft des liebenden Jünglings ihm den Feuerwagen des Propheten lieh, um damit in erträumte Himmel empor zu steigen, die Wirklichkeit den Mann zwar herabziehe, aber nur um ihn auf ein Rosenbett zu lagern. Er schwelgt nicht mehr — er genießt die Flamme, die vorher

jedem Windstoß ausgesetzt war, und auch die reichste Nahrung endlich zu verzehren drohte, ist nun, gleich jener Lampe, die man in Protici fand, in das reine Glas des Ehestands eingeschlossen, und brennt sanft und ewig.

Große Städte haben einen Vorzug mit der ländlichen Hütte gemein, man darf dort wie hier sich selbst leben; es bekümmert sich Niemand um den glücklichen Sonderling. Wenn man nur die Leute ungestört an ihren Kartentischen und Schmausetafeln läßt, so erlauben sie dagegen, mitleidig lächelnd, daß man zu Hause im Stillen froh seyn darf. Wilhelm hatte diese Erlaubniß trefflich benutzt. Eine liebende, gebildete Gattin, ein geprüfter Freund, ein paar leckere Schüsseln, eine Flasche Firne-Wein und ein Thaler Ueberschuß für den ärmeren Bruder — wer zum Glück des Lebens mehr bedarf, der ist selbst dann zu beklagen, wenn er dieß Mehrere besitzt.

Wünsche verlassen freylich nie auch die glücklichste Menschenbrust. Der Tugendhafteste ist nicht ohne Fehler und der Glücklichste nicht ohne Wünsche. Aber Wilhelm gehörte zu den seltenen Lieblingen des Schicksals, die keinen andern Wunsch hegen, als den: daß Alles nur so bleiben möge; die nichts mehr gewinnen, aber auch nichts verlieren wollen. Der König hatte ihm ein kleines Landgut geschenkt. „Gott schenke dem Könige Frieden!“ rief er oft, „auf daß ich meinen

„Abschied nehmen, und dort genießen könne, was „seine Huld mir gab, und die Liebe verschönert." — Die Gegend, hieß es, sey schön, und die Nachbarschaft ringsumher nur von alten Stiftsfähigen Edelleuten bewohnt, die sich nie herablassen würden, das kahle Verdienst zu besuchen. Welche herrliche Aussichten! Liebe, Freundschaft, Landleben, und kein Besuch! —

Zwar sind die Rosen auf Hannchens Wangen verblüht, das sanfte Feuer ihres Auges erloschen; aber der glückliche Gatte frohlockt über dieses Kränkeln, und hofft mit Sehnsucht auf ein Pfand treuer Liebe. Entschlummert ist sein Ehrgeiz. Gern nähme er den Lorbeer vom Haupte, um die Wiege eines Sohnes damit zu kränzen.

Nie war daher eine Marschordre unwillkommner als diese. Mehrere Tage verbarg er die trübe Botschaft seiner jetzt doppelt reizbaren Gattin. Aber bald erspähte der Blick der Liebe seinen Kummer. Schon längst hatte Hannchen vor einer neuen Trennung gezittert; sie wollte sich mit Standhaftigkeit waffnen, und ihm den Muth einsprechen, dessen sie selbst so bedürftig war. Sie verbarg ihre Thränen, und weinte nur in stillen Nächten, wenn Wilhelm neben ihr zu schlafen schien. Weckte ihr Schluchzen den leise Schlummernden, so schob sie die Schuld auf einen bösen Traum.

Fast hätte seine Zärtlichkeit ihn verleitet, jetzt, bey Eröffnung des Feldzugs, den Dienst zu ver-

lassen; aber Hannchen widersetzte sich diesem Opfer. „Man soll nicht spötteln, daß du in meinen Ar„men den kriegerischen Muth verloren habest; „man soll dich nicht undankbar gegen deinen Für„sten schelten. Ziehe hin — sey tapfer — aber „nicht tollkühn — gedenke deiner Pflicht, deiner „Ehre — aber auch des hilflosen Geschöpfes, das „du noch nicht kennest. Es wird dir an meinem „Busen entgegen lallen, wenn du wiederkehrst. „Dann hast du das Gebot der Ehre erfüllt; dann „entgürte dich, laß unser Kind mit deinem „Schwerdte spielen, und ruhe aus an meinem „Busen.“

So verbarg sie ihre Angst hinter erkünsteltem Heldenmuth, doch glückte ihr die Täuschung nur, so lange die Stunde der Trennung noch fern war. Als aber nun der Sonntag der letzten Woche anbrach, und Wilhelms Regiment zum letztenmale zur Kirchenparade aufmarschirte, ach! da schwand ihr Muth, und zitternd wie eine Verurtheilte, band sie den Ringkragen um ihres Gatten Hals. Er gieng — auch sie trieb die Angst, und das Bedürfniß zu beten in die Kirche. Unbemerkt hatte sie, während der Predigt, manche Zähre mit dem Finger zerdrückt; aber als der Feldprediger nun anhub feyerlich für das Glück der Waffen zu beten, als er die um ihn versammelten Krieger einsegnete, und den alten Grenadieren die Thränen an den Schnurrbärten herabträufelten;

da verbarg sie ihr Gesicht in den Muff, und dumpfes Schluchzen war ihr Gebet.

O wie innig wiederholte ihr Herz die Worte des Predigers: „laß mich Gott! sie einst Alle „wieder hier versammelt sehn! laß mich Keinen „vermissen! und in deinem Tempel nur das Jauch-„zen des Dankes, nicht das Klagen der Wittwe, „das Wimmern der Waise hören!“

Sie kam erschöpft nach Hause. Ihr Muth war dahin. In zwey Tagen sollte das Regiment ausmarschiren. Stündlich hörte sie unter ihrem Fenster ein lärmendes Getöse; Troß und Bagage wurden durch die Straße geschleppt, Kanonen rollten dumpf vorüber; Alles lebte, Alles lief durcheinander, während sie weinend vor einem Koffer kniete, die Wäsche ihres Gatten einpackte, Leinwand und Binden zurecht legte, im Fall er verwundet werden sollte, und seinen Bedienten zwanzigmal unterrichtete, wo er Alles schnell finden könne.

Nachdem dieses traurige Geschäft vollbracht war, wankte sie betäubt aus Einem Zimmer in das Andere, und heftete ihr starres Auge bald auf den öden Platz, wo Wilhelms Feldbett gestanden hatte, bald auf die leere Stelle an der Wand, wo seine Pistolen zu hängen pflegten. Als der letzte Morgen dämmerte, und Wilhelm sich schon früh von ihrer Seite gestohlen hatte, um den Schmerz der Trennung im Gewühl der Dienstge-

schäfte zu ersticken, da warf sie sich in ihren Wagen, und fuhr eine halbe Stunde weit, bis zu einer Mühle, wo sie ihrem Gatten das letzte Lebewohl stammeln wollte.

Eine dicke Staubwolke in der Ferne verkündete die heraufziehenden Truppen. Ein Regiment nach dem Andern marschirte an ihr vorüber. Weiber und Kinder drängten sich heulend zwischen die Glieder, hier trug ein weinender Grenadier ein kleines Mädchen auf dem Arm, und die schwangere Mutter gieng schluchzend neben her; dort schleppte ein lustiger Bube seines Vaters Tornister. Hier schüttelte ein Schnurrbart die segnende Hand seiner alten Mutter, und dort lag ein Anderer in den Armen seines Weibes, das sich angstvoll um seinen Hals klammerte. Junge Pursche, die an nichts hiengen, jubelten dazwischen, und schwenkten ihre Hüte mit grünen Zweigen besteckt. Hier und da boten Marketender ihre Waare feil. Mancher trank um Muth zu gewinnen, und Thränen tröpfelten in das Glas.

Hannchen sah und hörte Alles und nichts. Ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte, ihr Auge brannte und war trocken. Starr schaute sie hinab bis zum fernen Thore, aus dem immer neue Truppen hervorquollen. Jetzt schimmerte die wohlbekannte Uniform von Wilhelms Regiment ihr entgegen. Wilhelm ritt mit gesenktem Haupte an der Spitze seines Bataillons. Der sonst muthige

Gaul schlich einen trägen Schritt. Der Zügel war unbemerkt der Hand des Reiters entfallen, und lag auf des Rosses Nacken. Als Wilhelm der Mühle nahe war, sprang er vom Pferde, und Hannchen aus dem Wagen. Er wankte todtenbleich auf sie zu, sie sank neben dem Wagen nieder. Er kniete an ihrer Seite, drückte seine kalten Lippen auf ihre fieberhaft brennenden, ließ die Spuren seiner Thränen auf ihren blassen Wangen, schwang sich hastig auf den Gaul und jagte davon. Hannchen lag betäubt. Als sie zu sich selbst kam, tönte nur noch die ferne Trommel in ihr Ohr. Sie raffte sich auf, und sah im weit entlegenen Thale den letzten Staub sich in die Lüfte wirbeln.

Sie entwich ihren Leuten, wankte in ein Gebüsch, das sich am Mühlenbach hinabzog, kniete dort ins Gras und betete. Gönne, Zweifler, dem wunden Herzen diesen Trost, der, gleich dem Harz, aus der Rinde des verletzten Baumes tritt, und die Wunde, wo nicht heilt, doch gegen Sturm und Regen von aussen verschließt. Wohl dem Menschen, der auf Gebet vertraut! Ruhe und Hoffnung sind die Früchte seines frommen Wahns. Am frühen Morgen, am späten Abend, erquickte sich Hannchen durch diesen Balsam. Er stärkte sie in der schweren Stunde ihrer Niederkunft, und verscheuchte jede trübe Ahndung von dem Schicksale ihres Gatten.

Ach!

Ach! nur zu bald war sein Regiment in ein hitziges Vorpostengefecht verwickelt worden. Er kämpfte an der Seite seines Freundes, ward umzingelt, sah seine wackern Krieger um sich fallen, und mußte endlich erschöpft der Menge weichen. Er und Fritz wurden gefangen. Von feindlichen Husaren geplündert schleppte man sie ins Lager. Dort wurden sie zwar mit Achtung behandelt, aber eng bewacht, und wenige Tage nachher sandte man sie mit einem Transport Kriegsgefangener, in das Innere von Frankreich.

Zweytes Kapitel.

Das braune Mädchen.

Kummer und Mangel begleitete Wilhelm in die Gefangenschaft. Ihm blieb nur Ein Trost: man trennte ihn nicht von seinem Freunde, dessen Ohr und Herz für jeden Seufzer offen standen, und der das ewige Einerley seiner Klagen mit unermüdeter Geduld anhörte. Oft hatte Fritz ihn vormals einen verliebten Schwärmer gescholten, und ihn mit der Spötterey geneckt: daß der Ehestand sich nur noch an den Kohlen wärme, die die Flamme der Liebe zurückließ, und daß er auch diese nicht selten anblasen müsse, wenn sie zu verglimmen drohen. Aber jetzt mußte er bekennen, daß

Amor die Fackel nicht immer auslösche, wenn Hymen die seinige anzündet, denn noch nie hatte Wilhelm mit solcher Innbrunst an seinem Weibe gehangen. Die Blütenstaub der Ersten Begier, der das sanfte Wehen eines ruhigen Besitzes nur unsichtbar von Herz zu Herzen übertrug, ward jetzt, durch den Sturm der Trennung, mächtig wiederum aufgeregt. Er dachte nur sie, er sprach nur von ihr; kein Mangel war ihm fühlbar, kein Gegenstand reizte seine Neubegier. Geplündert und von den nothwendigsten Bedürfnissen entblößt, schrie er dennoch freudig auf, als er in einem Winkel seiner Rocktasche ein kleines Dintenfaß und eine silberne Feder fand, die der Raubgier der Husaren entgangen waren. Nun schrieb er täglich auf der Reise, an jedem Orte, wo der Transport einige Minuten verweilte, wo er nur einen Feldstein fand, der ihm zum Tische dienen konnte. Wenn Andere assen oder schliefen, schwieg sein Hunger und wachte sein Herz. Schmerz, Sehnsucht, liebevoller Trost und ferne Hoffnungen, Alles hauchte er mit glühenden Farben auf das Papier, und mit welchem dankbaren Entzücken drückte er den alten gutherzigen Korporal an seine Brust, der ihm versprach, den Ersten Brief sicher zu befördern! —

Nach einer langen und beschwerlichen Reise, gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, einer kleinen Stadt in Guienne. Hier erlaubte man ihnen zwar, auf ihr Ehrenwort, frey

herum zu gehn, doch durften sie von dieser Erlaubniß nur einen vorsichtigen Gebrauch machen; denn der gährende Pöbel, der jeden Fremdling als Despotensklaven haßte, glaubte sich berechtigt mit durstiger Wuth den leisesten Vorwand zu ergreifen, um Menschen zu beleidigen, oder gar zu morden, die sich zu Werkzeugen der Unterdrückung verkauft hatten.

Wilhelm und Fritz verliessen daher selten am Tage ihre kümmerliche Wohnung. Gewöhnlich schlichen sie mit der Morgendämmerung aus der Stadt, streiften durch die blühenden Gefilde, lagerten sich am Ufer der Garonne, und suchten am Mittag die Hütte irgend eines gastfreyen Landmannes, der sie mit Milch, Honig und Früchten bewirthete.

Eines Abends hatte der Zufall ihnen einen deutsches Buch in die Hände gespielt, und da sie das Vergnügen der Lectüre schon so lange entbehrt hatten, so freuten sie sich auf den kommenden Morgen als auf ein Fest. Die ersten Strahlen der Sonne fanden die beyden Freunde bereits auf dem Felde. Der wolkenlose Himmel und das bethaute Gras schienen mit einem heissen Tage zu drohen, sie suchten daher, unfern eines Dorfes, ein schattiges Gebüsch, das sich an einem Hügel hinabzog. Dort fanden sie ein heimliches, einladendes Plätzgen, und lagerten sich unter Oelbäumen. Wil-

helm zog das Buch aus der Tasche, Fritz wälzte sich behaglich im Grase.

Sie mogten etwa eine Stunde gelesen haben, als ein verwirrtes Getöse aus dem benachbarten Dorfe an ihre Ohren schlug. Bald darauf hörte man sogar die Sturmglocke läuten. Sie stutzten, und wußten nicht, ob sie ihren Schlupfwinkel verlassen, oder sich noch tiefer ins Gebüsch verbergen sollten. Das letztere konnte sie verdächtig machen, sie blieben also wo sie waren, entschlossen nach der Stadt zurück zu kehren, sobald sie den Weg dahin frey vermuthen dürften, denn er führte ganz nahe an der Dorfkirche vorbey, von deren Thurm herab das Sturmgeläut sie erschreckte.

Als sie noch so lauschten und horchten, und sich in Muthmasungen über die Ursache des Tumults verloren, hörten sie plötzlich in einiger Entfernung ein Rascheln im Gebüsch. Es war als ob ein flüchtiges Reh vorüber eilte. Jetzt kam es näher — jetzt entfernte es sich wieder — bald links — bald rechts — ein ängstliches Keuchen verrieth einen athemlosen Menschen. Die beyden Freunde hielten selbst den Athem an sich, und starrten nach der Gegend, aus welcher es jetzt immer näher und näher herbey raschelte.

„Da sind sie!“ rief hastig und leise ein braunes Mädchen, mit flatterndem Haar und zerrissener Schürze, indem es, mit geschäftiger Aengst-

lichkeit, immer zurückschauend, auf die Fremdlinge zustürzte.

„Flieht! Flieht!“ keuchte sie mit erstickter Stimme: „man kömmt — man sucht euch — „man wird euch hier finden — ihr seyd des Todes!“

Wie? warum? Was giebts?

Das Mädchen war erschöpft, es konnte nicht antworten, es deutete nur mit dem Finger auf einen Fußsteig, und als die Fremdlinge noch zögerten, lief es voraus, winkte und faltete bittend die Hände. Wilhelm und Fritz folgten ihr endlich, ohne zu wissen warum noch wohin? Ihr schnellfüssiger Wegweiser brachte sie nach einigen Minuten an eine leere Fischerhütte. Hier sank das gute Mädchen ins Gras, und stammelte: „ich kann nicht mehr!“ —

Ihr voller Busen arbeitete heftig, ihre Wange strozte von Blut; dennoch hielt sie mit Gewalt von Zeit zu Zeit den Athem an sich, um nach der Gegend des Dorfes zu horchen, und dann schnappte sie mit verdoppelt schnellen Athemzügen nach frischer Luft. Die beyden Freunde standen vor ihr, und wußten nicht, was sie aus der unbegreiflichen Erscheinung machen sollten. Sie liessen ihr Zeit sich zu erholen. Fritz fand zufällig vor der Hütte ein hölzernes Gefäß, in dem er Wasser schöpfte und es ihr anbot. Sie trank einige Tropfen, benetzte auch ihre Wangen, gleichsam um die Glut zu löschen. Als sie endlich die

Sprache wiederfand, erzählte sie abgebrochen, und ohne Zusammenhang:

„Böse Menschen haben in der letzten Nacht „den Freyheitsbaum in unserm Dorfe umgehauen, „– das ganze Dorf ist darüber in Aufruhr – „– die jungen Bursche haben sich bewaffnet – „sie suchen den Thäter – sie werden ihn umbrin„gen. Man hat euch seit einigen Wochen immer „in dieser Gegend herumschleichen sehn, man „muthmaßt, daß ihr den Frevel begangen" –

Wir? riefen die beyden Freunde voll Entsetzen.

„Ich glaube das nicht" fuhr das Mädchen fort, „ihr seht aus wie ehrliche Leute – und wäre es „auch, so mag ich doch Niemanden umbringen „sehn. Mein Philipp ist auch bey dem Haufen, „er hat einen Säbel, er schwört euch zu tödten, „ich zittre noch vor seinen gräßlichen Flüchen – „wenn er Blut vergießt, so kann ich ihn nicht „mehr lieben. – Diesen Morgen ganz früh, als „ich meine Tauben fütterte, habe ich euch unten „am Dorfe vorbey, und in diesen Busch wan„dern sehn – und der Kuhhirt hat das auch ge„sehn, und euch verrathen. Nun wollen sie den „Busch umzingeln, und nicht eher ruhn, bis sie „euch finden. Da bin ich fortgestürzt, unschuldi„ges Blut zu retten, und habe meine Schutzhei„lige gebeten, daß ich mit ihrer Hilfe euch früher „antreffen mögte, und sie hat mich gnadenreich „erhört! – Eilt! sucht durch Umwege nach der

„Stadt zu kommen, denn hier seyd ihr nicht sicher.
„— Ich wollte euch gern begleiten — aber ich
„kann nicht mehr! —

„Wenn ihr diesem Fußsteige folgt, so bringt
„er euch auf die Straße von Montauban, dann
„laßt ihr unser Dorf weit weit linker Hand liegen,
„und wenn ihr gleich einen Umweg von einigen
„Stunden machen müßt, so könnt ihr doch gegen
„die Dämmerung noch in der Stadt seyn.“ —

Aber wir sind unschuldig, sagte Wilhelm. Wir haben euren Freyheitsbaum nicht einmal gesehn, setzte Fritz hinzu.

„Was kann euch das helfen!“ erwiederte das Mädchen hastig, „man wird euch todt schlagen — „ihr seyd Fremdlinge — ihr seyd ja nich fran„zösische Bürger.“ (das sprach sie mit einer Art von Feyerlichkeit) „Niemand wird Rechenschaft „von eurem Leben fodern. Flieht! Flieht! — „hört ihr die Stimme im Busche? — in wenig „Minuten ist es zu spät.“ —

Wilhelm und Fritz begriffen freylich wohl, daß hier, trotz aller Unschuld, ihr Leben in Gefahr und keine Zeit zu verlieren sey. Sie dankten ihrer großmüthigen Retterin, und flohen den Fußsteig hinab, den sie ihnen nochmals andeutete. Er führte sie in kurzem auf eine unbekannte Landstraße, wo sie Halt machten, um Athem zu schöpfen und die Bemerkung zu bestätigen, welche schon so oft von Reisenden um die Welt und durch die

Welt gemacht worden: daß nämlich überall die Weiber höflicher, leutseliger und menschlicher gegen Fremde sind, als die Männer.

Drittes Kapitel.

Die Särge.

Da das gefährliche Dorf den Flüchtlingen jetzt schon in ziemlicher Entfernung lag, so hielten sie sich für gerettet, ruhten einige Minuten aus, und setzten dann ihren Weg langsam fort, indem sie das brave Mädchen segneten, das, trotz seinem Stolz auf den Titel einer französischen Bürgerin, sie so menschenfreundlich gewarnt hatte. Aber bald wurden sie gewahr, daß die empörte Freyheit, wie eine gereizte Löwin, durch ihr Brüllen die ganze Gegend umher in Schrecken und Bewegung setzte, und daß in unsern Tagen ein abgehauener Freyheitsbaum eben die Wuth errege, die vor ein paar hundert Jahren ein zerstörtes Kreuz, oder vor ein paar tausend Jahren eine abgehauene heilige Eiche verursachen mogte.

Als Alcibiades die Hermes-Säulen verstümmelte, tobten die athenienſischen Gassenbuben gerade wie die Neufranken. Links und rechts, vor und hinter den Fliehenden, ertönte der dumpfe Schall der Sturmglocke in allen benachbarten Dör-

fern. Sie verdoppelten ihre Schritte. Die Straße führte über einem Hügel, sie eilten ihn zu erreichen — ach! da lag unter ihren Füßen ein Dorf, aus dem wildes Jauchzen und Sensengeklirr ihnen entgegen schallte. Rasch wandten sie um, eilten den Hügel wieder hinab, liefen eine Strecke hinterwärts — und erblickten von ferne einen Staubwirbel, der ihnen die Herannäherung ihrer Verfolger verkündete.

Jetzt sprangen sie über Graben und Hecken Feldeinwärts, wollten sich bald im hohen Korn, bald hinter einem Heuschober verstecken, doch hier schreckte sie ein bellender Hund, dort ein schreyendes Kind. Sie verloren den Kopf, liefen der Kreuz und Queer, wateten durch Bäche und Moräste, hörten immer noch das Läuten und Toben von allen Seiten, und kamen endlich, ohne es zu wollen, wieder auf die verlassene Straße.

Jetzt stieg die Gefahr mit jedem Augenblicke. Die Felder rings umher waren mit Ausspähern bedeckt, Staubwolken vor ihnen, Staubwolken hinter ihnen, Glockengeläut von jedem Thurme, Menschenstimmen und Hundegeheul.

„Ich kann nicht weiter!“ sagte Wilhelm, „Gott „schütze Weib und Kind! hier will ich sterben!“

Er sank unter einen Baum. Fritz sammelte seine letzten Kräfte, kletterte auf den Baum und schaute umher.

„Ich sehe ein Landhaus!“ rief er herab, es „ist kaum 2000 Schritte entfernt. Es gehöre, wem „es wolle, der Besitzer wird uns mindestens vor „der Pöbelwuth schützen. Ist er ein gebildeter „Mann, so wird er uns den Händen der Gerech- „tigkeit überliefern, aber nicht zugeben — sollte er „uns auch für schuldig halten — daß ein wüthen- „der Haufe gleich Strassenräubern uns ermorde.“

Er stieg herab. Wilhelm raffte sich auf. Sie eilten das Landhaus zu erreichen. In einem romantischen Thale, durch welches ein Arm der Garonne sich schlängelte, lag, von hohen Pappeln beschattet, eine einsame Wohnung, an deren Nordseite ein dichter Hayn grenzte, der sich bis an das Ufer des Flusses hinabzog. Die Flüchtlinge kamen ungehindert an das durchbrochene eiserne Stacket, welches den Vorhof des Hauses einfaßte, und geschmackvoll mit Blumenvasen verziert war. Sie fanden die Pforte verschlossen und verriegelt. Kühn ergriff Wilhelm einen Feldstein und klopfte laut an das Eisen. Laut gab der Hayn den Ton zurück, aber kein Hund bellte, kein lebendes Wesen rührte sich. Sie riefen, — Niemand antwortete. Das Haus schien öde. Eine Menge zerbrochener Fensterscheiben bestätigte diese Muthmaßung. Das Stacket war zu hoch um es zu überklettern, das Stacket zu wohl verwahrt um es zu erbrechen. Die Minuten waren kostbar. Wilhelm und Fritz eilten dem jenseitigen Hayn zu, um dort ein sicheres

Plätzgen auszuspähen, wo sie den Einbruch der Nacht erwarten könnten.

Auch der Hayn war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, doch hatte die Zeit hin und wieder Steine ausgebrochen, und die Angst gab ihnen Flügel, denn die Stimmen ihrer Verfolger tönten schon im Thale. Ein dunkles Gebüsch von wuchernden Acacien nahm sie auf. Hier lauschten sie einige Augenblicke, und da der ganze Hayn nur von Vögeln bewohnt und belebt schien; da die Buchfinken und Grasmücken so traulich um sie her hüpften, als hätten sie nie Menschen gesehn; so wagten es die Flüchtlinge tiefer einzudringen.

Sie sahen bald, daß kleine Wege im englischen Gartengeschmack sich durch den ganzen Hayn schlängelten; aber das Gras, welches häufig durch den Sand hervorsproßte — die hin und wieder vom Sturmwind abgebrochenen und nicht weggeräumten Zweige — schienen abermals zu beweisen, daß seit langer Zeit kein Sterblicher hier gewandelt sey. Muthig wollten daher die beyden Freunde vorwärts schreiten, und wo möglich im Hause selbst von irgend einem öden Winkel Besitz nehmen, als Fritz plötzlich still stand, den ihm voraus eilenden Wilhelm beym Rockzipfel faßte, und mit einer Mischung von Schrecken und Neubegier auf einen frischen Fußstapfen deutete, den ein sehr niedliches Frauenzimmerfüßgen in einen Maulwurfshaufen gedrückt hatte.

Es war offenbar erst heute oder gestern geschehn, folglich gab es hier Menschen, folglich war das Haus mit den zerbrochenen Fenstern nicht unbewohnt, folglich blieben die Fliehenden in neuer Furcht und Verlegenheit unentschlossen stehn. Trotz ihrer gefahrvollen Lage (denn warlich! die Stimmen im Thale tönten immer näher herauf) war ihr Gefühl bey Erblickung des Fußstapfens, doch sehr verschieden von dem, was einst Robinson Crusoe bey einer ähnlichen Gelegenheit empfand. Sie konnten sich nicht entbrechen, die niedliche Spur mit Wohlgefallen zu betrachten, und Wilhelm meynte sogar: wenn er nur irgend Hannchen hier vermuthen könnte, so würde er sie für die Urheberin desselben halten. Die Furcht machte auf einen Augenblick sanfteren Regungen Platz. So ist dem Wanderer zu Muthe, der, von düsterer Nacht umgeben, plötzlich in der Ferne ein freundliches Licht erblickt.

Wie mächtig wirkt ein Zoll mehr oder weniger auf die Sinne der Menschen, durch diese auf die Einbildungskraft, und so weiter auf die Vernunft. Hätte die Spur der ganzen Maulwurfshaufen bedeckt, so würde sich nicht die Idee von Schönheit, und mit dieser die Idee von harmloser Güte, zu den Vorstellungen der Flüchtlinge gesellt haben; zagend hätten sie vielleicht den Rückweg über die Mauer gesucht. Aber ein Geschöpf, das mit solchen Füßen hier herumwandelte, schien ihnen

so wenig fürchterlich, daß sie eher wünschten es anzutreffen als zu vermeiden.

Nur mit etwas mehr Langsamkeit und Vorsicht verfolgten sie jetzt den Schlangenweg, der sie dem Ufer des Flusses zu nähern schien. Hiervon überzeugte sie bald das Murmeln seiner Wellen, und nachdem sie sich auf einem schmalen Fußpfad, einen sanften Abhang hinunter, durch dichtes Gesträuch durchgewunden hatten, konnten sie links und rechts einen Theil der Wasserfläche überschauen. Da fiel ihnen eine kleine Insel in die Augen, auf welcher eine künstlich emporgethürmte Felsengrotte durch Thränenweiden schimmerte, die ihre Kronen gegen den Fluß neigten. Eine kleine herabgelassene Zugbrücke führte zu der Insel.

Dieß heimlich gelegene Plätzgen schien ihnen ein sicherer Zufluchtsort, und sie verdoppelten ihre Schritte, um die kleine Zugbrücke zu erreichen. Leise schlichen sie hinüber und zogen sie hinter sich auf. Eben so leise, und mit einiger Beklommenheit näherten sie sich dem Eingang der Grotte. Fritz war einige Schritte voraus, weil Wilhelm noch mit dem Anketten der Brücke beschäftigt war. Jetzt, da Wilhelm eilig folgen wollte, sah er seinen Freund plötzlich umkehren, sein Antlitz erblassen, seine Kniee beben. Er legte den Finger der linken Hand auf den Mund, und winkte seinem Gefährten mit der Rechten, indem er ihm durch Geberden andeutete, er solle leise näher treten.

Wilhelm that es, und warf einen unruhigen Blick in die Grotte, die durch eine Spalte von oben ihr Licht empfieng. — Zwey Särge standen nebeneinander, schwarz bekleidet und schmucklos. Ueber einem der Särge lag eine weibliche Gestalt in tiefer Trauer, mit abgewandtem Gesichte, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schien zu schlummern, oder in Schmerz verloren — man hörte sie nicht athmen.

Tief erschüttert standen die beyden Freunde ohne sich zu regen, und sprachen nur durch zweifelhafte Blicke mit einander. Lange harrten sie, ob die Geistergestalt sich nicht wenden werde; da aber auch nicht die mindeste Bewegung ein Leben in ihr verrieth; da sogar ein kleiner Käfer an ihrem schneeweisen Halse kroch, ohne daß sie es zu bemerken schien, so fieng Fritz an zu muthmaßen, sie sey in Ohnmacht versunken, und wagte es, einen Schritt näher zu treten. Sein Fuß berührte einige dürre Blätter, — es raschelte — die Gestalt fuhr in die Höhe! — Ha! welch ein holdes Geschöpf! dem nichts zum Engel mangelte, als Furchtlosigkeit.

In welchem Himmel, welchem Sonnenlichte,
In welcher heitern, milden Himmelsflur
War wohl zu diesem reizenden Gesichte
Das Muster für die bildende Natur! —

Blaß wie eine Lilie, von langem, schwarzem Haare umflossen, ein Auge wie der Abendstern, von lichtem Gewölke umzogen, ein nachlässig verhüllter Busen, dessen blendende Weisse das schwarze Gewand noch mehr erhob, ein schlanker Grazienwuchs, eine Hand, die geschaffen schien, die Thränen der Liebe zu trocknen, und ein Fuß — den die Flüchtlinge, eingedenk der Spur im Hayn, leicht wieder erkannten — so stand die holde Fremde vor ihnen in der Ersten Morgenröthe ihrer Schönheit. Hätte dieser volle Busen sich nicht ängstlich gehoben — hätte diese schöne Hand nicht gezittert — ja sie wären vor ihr niedergesunken als vor einem überirdischen Wesen. Fritz stand sprachlos, und verschlang mit seinen Augen die Göttergestalt. Wilhelm suchte Worte und fand nur Sylben. Die Fremde brach zuerst das Schweigen:

„Wer seyd ihr? — was wollt ihr? — warum seyd ihr in dieß Heiligthum meiner Schmerzen gedrungen? — wollt ihr mir auch noch diese theuren Ueberreste rauben?“

Bey diesen Worten warf sie heftig den Deckel von dem Einen Sarge, und ließ den Leichnam eines Greises sehen, dessen Kopf vom Rumpfe getrennt war. Dieser erschütternde Anblick verursachte eine lange Pause, in welcher das Mädchen mit gefalteten Händen auf den Leichnam herabsah und sanft schluchzte. — Fritz konnte nicht reden, und wollte auch nicht. Wilhelm sammelte sich so

gut er konnte, und hub an mit einschmeichelnder Stimme zu erzählen, welcher Zufall sie hieher gebracht. Er bat um eine Freystatt für einige Stunden, um ihren Verfolgern zu entrinnen. Das immer näher und näher heraufschallende Getöse, bezeugte die Wahrheit seiner Aussage.

So wie Wilhelm sprach und bat, heftete des Mädgens Aufmerksamkeit sich wider Willen auf seine Gestalt und Rede. Als er vollendet hatte, schweifte ihr Blick unschlüssig zwischen ihm und seinem Gefährten. — Sie schwieg noch, da donnerte ein wilder Haufe an der fernen eisernen Pforte, und ein Anderer ließ sich nahe an der Mauer hören.

„Was kann ich für euch thun? sprach sie sanft: „wo kann ich euch verbergen? — jeder Schlupf„winkel dieses Haynes ist jenen Unmenschen bekannt „— aus dem Verborgensten zogen sie meinen alten „Vater hervor, und ermordeten ihn grausam!“ — Sie brach in Thränen aus, und schien aufs Neue nur mit ihrem Schmerz beschäftigt, bis ein verdoppeltes Getöse an der Pforte einen gewaltsamen Einbruch verrieth.

Sie kommen! sagte Wilhelm. Fritz schien es nicht zu hören. Sie kommen! wiederholte das Mädchen mit Aengstlichkeit. „Es ist zu spät „euch in die öde Wohnung zu führen — dort „würdet ihr — aber nein, es ist zu spät — das „Gesindel schweift schon im Garten umher — flieht! „flieht! ich kann euch nicht ermorden sehn —!“

Schon

Schon drangen die Wütenden in hellen Haufen durch den Garten. Den Verfolgten blieb nichts übrig als in den Fluß zu springen, aber der Fluß war tief und schwimmen konnten sie nicht. — „Ha! rief Wilhelm aus: welchen nichtswürdigen Tod hat das Schicksal mir beschieden!“ — Fritz sprach nicht. Er sah nur auf das Mädchen und schien fühllos.

Die schöne Traurende gieng auf und nieder — rang die Hände — sah mitleidig auf die Fremdlinge, und schien mit einem Gedanken zu kämpfen, den sie bald unwillig verwarf, bald menschenfreundlich hegte. Wilhelm las in ihrer Seele, er warf sich ihr zu Füßen: „wenn diese Engelgestalt Men„schenliebe birgt, so retten sie einen Unglücklichen, „der hilflose Geschöpfe in seinem Vaterlande zurück „ließ!“ —

Menschenliebe? murmelte das Mädchen: ach! mir ward sie versagt!

Plötzlich füllte sich der ganze Hayn mit Stimmen; von allen Seiten tönte das Brüllen der Wuth. Es rauschte wie ein Sturm durch den Busch, die Vögel flogen schüchtern umher. — Schon war der Fußsteig entdeckt, der zu der Grotte führte, schon zeigten sich Männer an der Brücke und jauchzten ihren entfernteren Gefährten zu, und hauten mit ihren Sensen in die Kette. Da überflog eine Glut des schönen Mädchens Wange, der sanfte Schimmer ihres Auges loderte zur Flamme empor. Sie warf sich über den Sarg — die Angst lieh ihr

Kräfte — sie hob den Leichnam heraus, und legte ihn auf die Moosbank.

„Fremdling, verbirg dich hier, sagte sie zu Wilhelm, indem sie auf den Sarg deutete. Wilhelm sprang hinein, und in Einem Nu lag der Deckel über ihm. Jetzt öffnete sie auch den zweyten Sarg. Er war leer. Sie machte Fritzen ein Zeichen, das sie dreymal wiederholen muste, ehe er es verstand. Endlich warf auch er sich in den Sarg, aber mit einer Art, als ob er nur ihrem Befehle gehorchte. Zuschlug der Deckel über ihm, und in diesem Augenblicke donnerten auch schon die Fußtritte der Verfolger auf der kleinen Brücke.

Das Mädchen warf sich zwischen den Särgen nieder, bedeckte sie links und rechts mit ausgebreiteten Armen, und erwartete in dieser Stellung den herein dringenden Haufen. — Er kam. — Männer mit Sensen, Sicheln, Keulen und Flinten bewaffnet umgaben den Eingang der Grotte — aber plötzlich standen die Vordersten wie vom Donner gerührt, und hielten die Hintersten auf, die mit offenenMäulern über ihre Schultern gafften.

„Was wollt ihr?“ rief das Mädchen ihnen mit fester Stimme zu: „ist es noch nicht genug, „daß ihr meinen Vater ermordet habt? wollt ihr „auch mir ein lästiges Daseyn rauben? — o so „seyd willkommen! — Herein! herein! färbt eure „Waffen mit dem Blute einer unschuldigen Waise!

„Ermordet mich hier auf den Gräbern meiner „Aeltern!“ —

Die Bauern sahen einander zweifelhaft an. Der Kontrast, den die Leiche, die Schönheit des Mädchens, und die getäuschte Erwartung mit einander machten, wirkte mächtig auf die rohen Söhne der Natur. Das wilde Gebrüll hatte einer Todtenstille Platz gemacht. „Komm, Bruder!“ hub endlich Einer an: „hier sind sie nicht.“

„Die Jungfer kann ruhig seyn“ sagte ein Anderer: „sie soll uns nur berichten, wohin die Bö„sewichter geflohen sind?“

„Von wem sprecht ihr?“ versetzte das Mädchen: „seit jener Greiß unter euren Streichen „fiel, hat kein menschlicher Fuß meine Einöde be„treten. — Wollt ihr spotten? — wollt ihr euch „an dem Anblicke des Ermordeten weiden? — Tre„tet näher! seht wie ruhig er lächelt — er hat „seinen Mördern verziehen. — Kommt herein! wagt „es diese kalte Hand zu fassen, deren Segen ihr „mir entzogen habt.“ —

Bey diesen Worten ergriff sie die Hand der Leiche, und hob sie hoch empor. Die Bauern erschracken und wichen zurück. Die Hintersten verloren sich — der Haufe wurde immer lichter — die Letzten entfernten sich schüchtern. Hier sind sie nicht! scholl es über der Brücke. Hier sind sie nicht! scholl es im Hayne. Das Getöse verlohr sich immer mehr und mehr in die Ferne, und

und ehe eine Viertelstunde verstrich, hatten die Vögel von ihren Nestern, und das traurende Schweigen von dieser Einsamkeit wieder Besitz genommen.

Viertes Kapitel.

Das Gewölbe.

Sollte es muthwilligen Lesern einfallen, über die junge, reizende Dame in Trauer zu spotten, die Kopf und Rumpf ihres beweinten Vaters aus dem Sarge nimmt, um einen schönen Jüngling dafür hineinzulegen; so erinnere man sich der Wittwe zu Ephesus, die ihren entseelten Gatten, aus viel zweydeutigeren Ursachen an den Galgen hängen ließ.

Babet — denn es ist Zeit den Namen des holden Schutzengels zu verrathen — Babet war die Tochter eines Edelmanns, der das Unglück hatte, reich und ein ehrlicher Mann zu seyn, und der folglich den damaligen Machthabern im Wege stand. Man wußte sich seiner bald auf die gewöhnliche Art zu entledigen, das heißt: man verschrie ihn als einen Aristokraten; man ächtete ihn, und der allezeit fertige Pöbel übernahm die Execution des Bannfluchs. Zwey seiner Söhne wurden erschlagen. Der dritte floh, wie die Rede gieng, nach Amerika, und half dem jungen La Fajette weinen.

Der Greis selbst wählte von allen seinen Gütern den unscheinbarsten Wohnort, und glaubte, durch freywillige Eingezogenheit, sich der Verfolgung zu entziehn — aber vergebens! — die Partheywuth spürte ihm nach bis in die harmlose Hütte, riß ihn aus den Armen seiner einzigen Tochter, und schleppte ihn auf das Schaffot.

Die sechszehnjährige Babet war im Kloster erzogen, und erst seit einigen Monaten, als der Würgengel, Freyheit genannt, auch jene heiligen Kerker sprengte, wieder in den Schoos ihrer Familie zurückgekehrt. So lange sie hinter den Klostermauern hauste, hatte sie, ausser einem alten blinden Gärtner, nie Mannspersonen gesehn, und außer einer Cyperkatze, nie etwas geliebt. Als sie ihren wackern Vater und ihre raschen Brüder kennen lernte, hieng sie mit ganzer Seele an ihren Verwandten, deren Denkungsart auch die ihrige wurde; denn Frauenzimmer bilden sich selten durch sich selbst, sondern immer nur durch Umgang. Sie lieben gewöhnlich treu; geschieht es aber dennoch, daß sie ihre Neigungen wechseln, so wechseln sie auch ihre Grundsätze.

Babet war eine erklärte Royalistin. Der Tod ihres Vaters und ihrer Brüder hatte sie in den Ersten Tagen wahnsinnig gemacht, und noch jetzt grenzte ihr Schmerz, durch Einsamkeit und fürchterliche Gegenstände genährt, an Wahnsinn; denn sie sprach nur mit der Leiche ihres Vaters, schlief

nur auf der Moosbank in der Grotte, aß nur einige Früchte, die die herabhängenden Zweige der Bäume ihr zufällig darboten; überschritt nie die Grenze des düstern Haynes; war verlassen von den hundert Augendienern ihrer ehemaligen Wohlhabenheit, und stieß auch die Wenigen noch zurück, die Gefahr und Armuth mit ihr theilen wollten.

Ihre exaltirte Einbildungskraft hatte ihr eine fixe Idee auf die Seele gewälzt, von der sie sich weder losmachen konnte, noch wollte. Sie war nämlich durch einen Traum fest überredet worden, daß am nächsten Geburtstage ihres Vaters, der in einigen Wochen einfiel, ein Blitzstrahl sie mit ihm und ihren Brüdern wieder vereinigen werde; weshalb auch ein leerer Sarg bereit stand, sie aufzunehmen. Dieser unerschütterliche Glaube machte sie gleichgiltig gegen Alles, was um sie her vorgieng. Sie lächelte, wenn man sie zu zerstreuen suchte, und zuckte mitleidig die Achseln, wenn man ihr rieth, die Trümmer ihres Vermögens zu sammeln, die in mehreren Provinzen noch immer der Plünderung Preiß gegeben waren.

In dieser Gemüthsverstimmung fanden sie die beyden Freunde, bey deren Anblick die Natur zum Erstenmale wieder ihre Rechte behauptete, und sie mit neuen sanften Banden an das Leben kettete. Einem Mädchen, das bis jetzt von Gott und Welt verlassen schien, das keinen Verwandten, keinen Freund hatte, zu dem es fliehen könnte, einem

solchen hilflosen isolirten Geschöpfe mußte natürlich der Augenblick, in welchem es zwey biedern Jünglingen das Leben rettete, selbst ein neues Daseyn geben; indem Babet die Särge öffnete, mußte es ihr vorkommen, als stiegen ihre Brüder heraus. Sie war nicht mehr ohne Schutz — sie hatte sich mit Gefahr ihres Lebens — vielleicht ihrer Ehre — zwey dankbare Beschützer erkauft.

Da lagen die Jünglinge zu ihren Füssen, drückten glühende Küsse auf ihre Hände, und stammelten süsse Worte des Dankes. Ein neues behagliches Gefühl durchströmte den Busen, den bis jetzt nur Seufzer hoben. Sie sah mit Wohlgefallen auf ihre Geschöpfe herab; sie wünschte das Werk ihrer Rettung zu vollenden; vergaß die Leiche ihres Vaters, und vergaß, sich Vorwürfe über diese Vergessenheit zu machen.

„Folgt mir!" sprach sie: „eure und meine „Henker könnten es bereuen, vom Gefühl der „Menschlichkeit überrascht worden zu seyn — sie „könnten plötzlich umkehren. Folgt mir in das zer„störte Haus. Ich will euch in ein Gewölbe füh„ren, das meinem Vater Wochen lang zur sichern „Freystatt diente. Ach! er würde noch leben, wenn „er es nie verlassen hätte!" —

Babet trat aus der Grotte. Fritz und Wilhelm folgten ihr, der Erste wie ein Trunkener; der Letzte hatte seine völlige Besonnenheit wieder erlangt. Sanft und gefällig sprach er mit der

schönen Führerin, indessen sie hastig vor ihnen her wandelte, und wußte seinen Worten so manche feine, ungesuchte Bemerkung über ihre Gestalt und wohlthätige Güte einzumischen, daß Babet nach und nach, aus dem Umgang mit stummen Geistern, herab unter freundliche Menschen gezogen wurde. Sie hatte wieder so viel Besinnung, jede offene Stelle ihres Gartens zu vermeiden, und immer nur zwischen Lauben Gängen und hohen Hecken zu schleichen, bis sie ihre Gäste durch manchen Umweg an ein Hinterpförtchen der öden Wohnung brachte.

Hier stiegen sie eine Wendeltreppe hinauf, giengen durch einen kleinen Vorsaal, und traten in eine Küche, wo ein betagter Knecht und ein junges Dienstmädchen zitternd auf den Knieen lagen, und alle Heilige um Hilfe anriefen. Als der wüthende Haufe in den Garten drang, glaubten sie, man wolle auch den letzten schwachen Sprößling des alten Stammes vernichten, und hatten ihre Gebieterin verlohren gegeben. Als sie jetzt Fußtritte auf der Wendeltreppe hörten, wähnten sie, auch ihre Todesstunde sey vorhanden, und verrichteten eben ihr letztes Stoßgebet. Bey Babets Anblick verwandelte sich ihre Angst in ein unsinniges Entzücken. Sie sprangen auf, tanzten und sangen um sie her, und es währte lange, ehe man dem Knechte begreiflich machen konnte, daß er den Schlüssel zu dem unterirrdischen Gewölbe herbey

schaffen solle. Er lief geschäftig — suchte diesen Schlüssel im ganzen Hause vom Boden bis zum Keller, und fand ihn endlich — in seiner eigenen Tasche.

Jetzt führte Babet die Fremdlinge in das ehemalige Kabinet ihres Vaters. Hier ergriff sie eine brennende Lampe, öffnete eine verborgene Tapetenthür, und stieg eine kleine schmale Treppe hinab, die sie durch manche Krümmung in einen weiten Keller führte. Sie suchte und fand ein Eisen, daß der Zufall in einen Winkel geworfen zu haben schien. Sie übergab es Wilhelm, und bat ihn, indem sie eine Stelle der Mauer beleuchtete, hier die frisch eingesetzten und nur verloren befestigten Ziegelsteine auszubrechen.

Er that es. Eine eiserne Thür wurde sichtbar, so klein, daß kaum ein Mensch hindurch schlüpfen konnte. Babet drückte an einer verborgenen Feder — die Thür sprang auf, und sie krochen in ein geräumiges Gewölbe, welches zur Nothdurft mit Möbeln, mit einem Strohlager und Matratze versehen war.

„Hier haltet euch still und ruhig,“ sagte Babet, „bis die Nacht hereinbricht. Ich werde indessen hinaussenden auf die Straße und Kundschaft einziehn. Wenn Alles sicher ist, komme „ich selbst euch zu befreyen. — Mein Knecht soll „indessen Brod und Früchte euch zur Erquickung „bringen; sonst habe ich nichts — die Raubgieri-

„gen haben mir Alles genommen! — Setzt dann „die Steine locker in die Mauer, schlagt die ei„serne Thür zu, und schlummert ruhig bis ich euch „wecke.“

Sie verschwand. Einige Minuten nachher brachte der alte Antoine Licht und die versprochenen Früchte. Die beyden Freunde blieben allein. Fritz sank auf das Strohlager und verbarg sein Gesicht, indessen Wilhelm sich schweigend beschäftigte, die täuschende Mauer wieder in Ordnung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Der Schatz.

Wenn Amor seiner Mutter eine Hand voll Flachs raubt, um einen Liebesfaden daraus zu spinnen, so kömmt sehr viel darauf an, in welchem Augenblicke der Schalk den Flachs um den bezauberten Spinnrocken legt; den vom Ersten Zupfen und Zerren hängt es ab, ob der Faden in der Folge rauh oder glatt, fein oder grob werden soll.

Ohne Allegorie: es ist für ein Frauenzimmer, das einem Menschen gefallen will, den es zum Erstenmale sieht, höchst wichtig, eine Situation zu wählen, und ungezwungen herbey zu führen, die die weiblichen Reize im verführerischsten Lichte zei-

ge. Das gilt sowohl von Reizen des Körpers als der Seele. Man führe einen Fremdling in die Wohnung einer Huldgöttin, man zeige sie ihm in dem Augenblicke, da sie ihrer Zofe eine Ohrfeige giebt — man lasse ihn dann in die Hütte einer sanften Sterblichen treten, die, wenn ihr wollt, auch einige Pockennarben oder Sommersprossen haben mag, aber eben beschäftigt ist, einen dürftigen Greis zu laben, oder nackende Waisen zu kleiden — wahrlich! die Sterbliche wird über die Göttin triumphiren!

Nach dieser alltäglichen Bemerkung (denn leider läßt sich nichts Neues mehr in der Welt sagen, und selbst Kant erfindet, beym Licht besehen, oft nur neue Worte) wird der Leser es sehr natürlich finden, daß Fritzens Herz, aus dem noch kein Mädchenauge einen Funken geschlagen hatte, plötzlich in vollen Flammen stand.

Man bedenke, wie vieles zusammentraf, um die Wirkung von Babets jugendlicher Schönheit zu erhöhen. Die Geistesverwirrung, mit welcher Fritz vor dem Eingang der Grotte trat, und in welcher Babet ihm, wie ein Stern in finsterer Nacht erschien, da sie vielleicht in einer ruhigeren Lage seinen unbefangenen Blicken nur wie ein Licht am Tage geschimmert haben würde; — ferner, der Jammer, in dem sie versunken lag; die Hilflosigkeit, die bey Jugend und Schönheit immer doppelt rührt; und endlich die Großmuth, mit der

sie für die Rettung zweyer Fremdlinge so viel wagte, das romantische Mittel, dessen sie sich bediente, und das, in einem so kritischen Augenblicke, nur einem Frauenzimmer beyfallen konnte — wahrlich! ihr Auge hätte nur halb so feurig, ihr Busen nur halb so voll und weiß, und die Spur auf dem Maulwurfshaufen um die Hälfte größer seyn mögen; Fritz — den nicht, wie seinen Freund, die Aegide der ehelichen Liebe schützte — würde drum nicht minder tief verwundet worden seyn.

Da lag er auf seiner Strohmatte, und schloß die Augen, um keinem fragenden Blicke seines Gefährten zu begegnen. Nicht als ob er dem Busenfreunde etwas verschweigen wollte, sondern weil er noch selbst nicht wußte, wie ihm geschehen war, oder was er ihm anvertrauen solle. Daß etwas besonders mit ihm vorgegangen sey, mußte er sich freylich gestehn, aber es war ihm zu Muthe wie einem Blinden, der, vom Staare operirt, die Augen noch nicht zu öffnen wagt, und lieber noch einige Zeit in freywilliger Dunkelheit zubringt.

Wilhelm stand vor ihm, und sah mit einem, über sein Gesicht sanft hingleitenden Lächeln auf den Kranken herab. Endlich brach er das geheimnißvolle Schweigen, mit den Worten: „das Abentheuer hat dich sehr angegriffen?“

Fritz. Sehr.

Wilhelm. Das Mädchen gefällt dir?

Fritz. (mit einem bittern Lächeln) Gefällt mir?

Wilhelm. So gefiel dir noch keine?

Fritz. Noch keine.

Wilhelm. Warum verschließest du die Augen?

Fritz. Weil sie fort ist.

Wilhelm. (nach einer Pause) Ich fürchte du bist verliebt.

Fritz. (indem er sich abwendet) Guter Wilhelm! laß mich zufrieden.

Wilhelm, der wohl wuste, daß es Augenblicke giebt, in welchen man lieber Nadelstiche duldet, als überlästige Fragen — weil man jene allenfalls stoisch ertragen kann, auf diese aber doch antworten muß — zog sich gefällig zurück, und suchte indessen einen Zeitvertreib gegen eigene Grillen, die in einem Kerker immer am freysten ihr Wesen treiben. Er gieng auf und nieder, pfiff, sang, besah die wenigen Möbeln, und machte Bekanntschaft mit den Einwohnern, die aus Kröten und Kellerwürmern bestanden.

Endlich, da er eben einen verrosteten Nagel gefunden hatte, wandelte ihn aus Langerweile die Lust an, die in Posthäusern und Gefängnissen so natürlich zu seyn scheint, seinen Namen auf die Mauer zu kritzeln. Er schweifte zu diesem Behuf mit seinen Blicken am Gewölbe umher, und suchte sich den größten und schönsten Quaderstein aus, der sich auch durch eine mehr ins weißgraue spie-

lende Farbe unterschied. Er trug einen hohen schweren Sessel aus den Zeiten Heinrichs des IVten an die Stelle, und mit der Lampe, die seinem träumenden Gefährten doch jetzt überflüssig war, in der linken Hand, und dem verrosteten Nagel in der Rechten, stieg er auf das Gerüst, um seinen Namen in dieser Unterwelt zu verewigen.

Aber wie erstaunte er nicht, als er die Lampe hoch hielt, und bereits eine Schrift in den gewählten Stein eingegraben fand. Es war deutlich, daß man ihn vorher zu diesem Behuf abgeschabt, und ihm eben dadurch eine hellere Farbe gegeben hatte, wodurch er mehr als die übrigen in die Augen fiel. Die Züge waren ungleich und nicht überall leserlich, indessen brachte Wilhelm, mit einiger Anstrengung, doch folgendes heraus:

„Geliebte Babet! wenn deine Unschuld keine andere Freystatt mehr findet, als diese; wenn man dir Alles geraubt hat; so wirst du unter jenem Strohlager Beweise finden, daß dein Vater die Sorge um dich auch in seinen trübsten Stunden nicht vergaß."

Wilhelm theilte Fritzen auf der Stelle seine Entdeckung mit, aber Fritz achtete nicht darauf. — „Hörst du nicht?" rief Wilhelm: „steh auf! „unter diesem Stroh liegt wahrscheinlich ein Schatz „verborgen."

„Was soll uns der Schatz?" murmelte Fritz und rührte sich nicht.

„Aber er gehört unserm Schutzengel! unserer großmüthigen Erretterin!“

Wilhelm hatte noch nicht vollendet, als Fritz schon längst auf den Beinen war, und emsig das Stroh durchwühlte. Sie fanden eine Stelle, wo das Erdreich locker schien; sie bedienten sich ihrer Nägel, um es aufzukratzen, und zogen in wenig Minuten ein Schmuckkästgen hervor, das mit Kostbarkeiten angefüllt war. Entzückt über den Zufall, der sie in den Stand setzte, ihrer großmüthigen Wirthin einen Beweiß ihrer Dankbarkeit zu geben, erwarteten sie mit verdoppelter Ungeduld die hereinbrechende Nacht. Fast mehr noch als die Kleinodien, schien Fritzen die Entdeckung des Namens Babet zu erfreuen, denn er that nichts anders, als daß er diesen wohlklingenden Namen, bald laut, bald leise, in zärtlichen und schmelzenden Tönen wiederholte.

Sechstes Kapitel.

Die Schwärmerin.

Um Mitternacht näherte sich, sanft rauschend wie ein guter Geist, die holde Gestalt ihrer Beschützerin. Ein leiser Druck berührte die Feder, die eiserne Thür sprang auf, Babet schwebte herein. — „Ihr seyd noch nicht sicher,“ lispelte

sie: „die Gegend umher wimmelt von trunkenen, blutgierigen Mördern. „Ihr müßt hier verweilen „bis zur künftigen Nacht, wo wahrscheinlich, „des langen, vergeblichen Suchens müde, jeder „Bauer zu seinem Heerd zurück gekehrt seyn wird. „Freylich werdet ihr indessen Mangel leiden, denn „ich habe nichts, womit ich euch bewirthen könnte. „Armuth und guter Wille heischen eure Gnügsam„keit.“ — Bey diesen Worten legte sie einige Eyer auf den Tisch, und ein Stück schwarzes Brod.

„Zwey Hüner,“ sagte sie mit einem bittern, wehmüthigen Lächeln: „zwey Hüner sind, Gott „weiß wie, dem allgemeinen Morden und Plün„dern entwischt. O! vormals wimmelte unser „Hof lustig von Federvieh, ich fütterte es so gern „— jetzt habe ich nichts mehr um meine treuen „Hüner zu füttern — aber sie leben doch, und „schlachten konnt' ich sie nicht. Nehmt vorlieb „mit den Eyern; — es that mir schon weh ihnen „diese zu rauben.“

„Wie glücklich,“ sagte Wilhelm, mit gutmüthiger Aufopferung seines eigenen zufälligen Verdienstes, „wie glücklich ist mein Freund, daß er „diese wohlthätige Güte vergelten kann. Er hat, „indeß ich schlummerte, einen Schatz gefunden, „der Sie, schöne Babet, in eine bequemere Lage „versetzen wird.“

Fritz stand neben ihm und überreichte ihr zitternd das Kästgen. Babet sah mit zweifelhaftem

Stau-

Staunen, bald auf ihre Gäste, bald auf das wohlbekannte Kästgen, dessen Erscheinung in fremden Händen, so wie die Erwähnung ihres Namens in einem fremden Munde, ihr gleich räthselhaft waren. Wilhelm ergriff die Lampe führte sie zu dem Steine, bestieg den Sessel, und las das Testament ihres Vaters.

Kaum hatte das gute Mädchen diese ehrwürdige Handschrift erkannt; kaum hatte sie das Erste Wort: Geliebte Babet! gehört; als sie auf ihre Kniee sank, in Thränen ausbrach, und ihre Hände zu dem kalten Stein empor hob. Als eine Reliquie empfieng sie nun das Schmuckkästgen, und drückte es mit Ehrfurcht an ihre Lippen. „Guter Vater!“ rief sie, „du weißt, daß ich dessen nicht „mehr bedarf.“

Hierauf wandte sie sich an die beyden Freunde: „Ihr habt so viel von Dankbarkeit gesprochen. „Hab' ich wirklich Dank um euch verdient, so steht es jetzt in eurer Macht, mir zu vergelten.“

Reden Sie, sagte Wilhelm, und seines Freundes Auge glühte vor Begier; deutlich war darinn zu lesen, daß er hoffte, es werde wenigstens sein Leben gelten.

„Ihr werdet in euer Vaterland zurückkehren, „fuhr Babet fort, dort ist es euch vergönnt, Er„kundigung von dem Chevalier Belloy einzuziehn. „Er floh nach Amerika — vielleicht lebt er noch;“ — Sie sagte das mit so inniger Wärme; ihr Blick

gen Himmel schien ein so feuriges Gebet um das Leben dieses Chevaliers, daß Fritz plötzlich sehr unruhig wurde. Doch das holde Geschöpf riß ihn bald herab von dieser Folter, indem es mit schmelzender Rührung hinzusetzte: „mein Bruder! —
„— jetzt mein einziger Bruder! — ihm gehören
„diese Kleinodien; ihm dienen sie vielleicht, den
„Glanz seines Hauses einst wieder herzustellen; für
„ihn gebe ich sie in eure Verwahrung. Laßt
„kein Mittel unversucht, seinen Aufenthalt zu ent-
„decken; versprecht mir das — schwört mirs!“ —

Sie reichte beyden die Hand, um gleichsam ihren Schwur zu empfangen. Wilhelm drückte die dargebotene Hand mit Festigkeit; aber seinem Freunde vergieng Hören und Sehen als ihre Fingerspitzen ihn berührten. Er zitterte und stammelte. Wäre Babet eitel oder mißtrauisch gewesen, so hätte sie ihn entweder für ihren Liebhaber erkannt, oder für einen Spitzbuben gehalten. — Sie redete unbefangen weiter:

„Ist alle Mühe und Fleiß vergebens — ist
„mein Philipp auch schon voran gegangen, — dann
„schenke ich euch dieses Kästgen. Theilt seinen Inhalt, seyd wohlthätig und gedenkt meiner.“

Als Wilhelm sah, daß sie schwieg, und den Thränenschweren Blick an den Boden heftete, da nahm er sich die Freyheit ihr vorzustellen, daß sie selbst noch sehr jung sey, und der Hilfe mehr bedürftig als ein Bruder, der überall in fremden

Kriegsdiensten sein Unterkommen finden werde. Er bat sie, einen Blick um sich her auf ihre zerstörte Wohnung zu werfen; er erinnerte sie an die Klagen über Maugel, die noch vor wenig Augenblicken ihrem schönen Munde entschlüpft waren, und rieth ihr, ein Land zu fliehen, wo man wohl ungestraft ein Bösewicht, aber kein Edelmann seyn dürfe. „Eine solche Flucht," setzte er hinzu, „ist schwer, und ohne Geld fast unmöglich."

Babet hatte ihn schweigend und lächelnd angehört. „Ja!" sagte sie mit Schwärmerey im Blicke, „ich werde fliehen! — nicht fliehen — im „Triumph davon eilen! — und das ist so leicht „— so möglich — auch ohne Geld. — Ihr wißt „nicht" fuhr sie mit heimlichem Schauer fort, indem ihr Auge freudig glänzte: „noch zehn Tage „— dann bin ich bey meinem Vater!" — Mit andächtiger Zuversicht sah sie gen Himmel.

Wilhelm fragte bescheiden: ob sie krank sey? weil sie sich dem Tode so nahe fühle.

„O nein!" antwortete sie: „Gott ist sehr gnä„dig gegen mich, er nimmt mich ohne Krankheit „aus der Welt." — (leise und vertraulich) „In „zehn Tagen wird gegen Abend ein schweres Ge„witter kommen — die bösen Menschen rings um„her werden zittern, und ich werde mich freuen! „— Dann wird der Blitz in den Thurm fahren, „der dort am Wasser steht, und ich darf mich nur „unten an den Thurm stellen und meine Arme

„ausbreiten. Da fährt ein guter Engel in der „Wetterwolke herab, und trägt mich vor Gottes „Thron — und ich sehe verklärt die Meinigen „wieder!“

Sie gerieth bey dieser Erzählung in schwärmerische Verzuckung, und schien selbst sich zu verklären, indem sie sprach. Wilhelm sah ihr erstaunt ins Gesicht, er fieng an sie für wahnsinnig zu halten. Doch bald merkte er, daß die klösterliche Erziehung und ihr frühes Unglück sie nur zur leichtgläubigen Schwärmerin gemacht hatten. Sie erzählte, wie sie nach ihres Vaters Tode, ihrer Vernunft beraubt, in wilder Verzweiflung sich Tag und Nacht im Staube gewälzt, ohne durch Nahrung oder Schlaf erquickt zn werden. Erschöpft sey sie endlich eines Morgens in einen tiefen Schlummer gesunken, und da habe ihr Gott offenbart, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe sey.

„Seitdem,“ fuhr sie fort, „bin ich meiner „Sinne wieder mächtig; mein Schmerz ist sanf„ter geworden. Ich habe einen Sarg, der mei„nen Körper, und einen Engel, der meine Seele „aufnehmen wird. Wünscht mir Glück! die Stun„de ist nicht mehr fern! —“

Mit innigem Mitleid hörte Wilhelm der Schwärmerin zu; Fritz wendete sich und weinte stille Thränen. Wilhelm war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß Vernunftgründe hier fruchtlos seyn würden. Er stellte sich vielmehr,

als habe er gegen den prophetischen Traum nichts einzuwenden, steckte das Schmuckkästgen zu sich, und versprach, ihren Befehl pünktlich zu erfüllen. Dann aber suchte er nach und nach andere Bilder in ihrer Seele zu wecken, um ihr Auge von dem Einzigen abzuziehn, an dem es starr und unverrückt hieng. Sein Gefühl lehrte ihn, einen sanften Uebergang auf fremdartige Dinge, in einem Gespräch über Babets Familie suchen. Sie muste ihm viel von ihren Brüdern erzählen, von ihrer Gestalt, Temperament, von den Regimentern, unter welchen sie gedient, und den Besuchen, die sie vormals im Kloster bey ihr abgestattet.

Von den letztern kam er ungezwungen auf die Klostererziehung. Er stellte sich noch unbekannter damit, als er wirklich war. Er fragte nach der Lebensart, dem Unterricht, den Bekanntschaften und Freundschaften, die sie dort geknüpft.

Anfangs schien Babet freylich ungern zu antworten; aber nach und nach erwachten doch so manche Erinnerungen, wurden so manche Jugendscenen ihr wieder lebhaft, daß sie endlich, wo nicht gesprächig wurde, doch Theil an der Unterhaltung nahm, und viel erzählte — und endlich sogar gern erzählte. Kurz, die holde Lebhaftigkeit, die immer mehr und mehr sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, bewieß hinlänglich, daß sie zur Munterkeit, und nicht zum Trübsinn geschaffen sey, und daß der Schmerz nur in der Ein-

samkeit eine so gewaltsame Wirkung auf sie hervorbringen konnte.

Sie erstaunte als der Morgen anbrach, war unwillig über ihre Zerstreuung, wie sie es nannte, entschuldigte sich verschämt, und entwich behende um ihren Gästen Ruhe zu gönnen. — Wilhelm warf sich auf das Stroh. Er entschlummerte bald und sanft, indessen Fritz mit langen Schritten auf und nieder trabte, und nur zuweilen an dem Platze stille stand, den Babets Fuß geheiligt hatte.

Siebentes Kapitel.

Die Rechte der Natur.

Es ist hundertmal gesagt worden, daß Schmeicheley ein Gift sey. Wohl! wir geben das zu; aber folgt daraus, daß man es nie anwenden müsse? gebrauchen die Aerzte nicht auch Gifte, um die verzweifeltesten Krankheiten zu heilen? — ist nicht zum Beyspiel die Belladonna ein vortreffliches Mittel gegen ein Krebsgeschwür? und ist ein tieffressender Kummer nicht gefährlicher als der Krebs?

Das waren die Betrachtungen, die Wilhelm anstellte, als er nach einigen Stunden erwachte, und auf welche er den Vorsatz baute, den Schmerz seiner Wohlthäterin durch seine Schmeicheleyen

einzuwiegen. Wirklich giebt es kein Mittel, das den Menschen so schnell von ernsten oder traurigen Gegenständen abzöge, als eine wohlangebrachte Schmeicheley. Nur muß sie, wohl verstanden, sich nicht errathen lassen; sie muß kein sichtbarer Weyhrauchdampf, sondern ein unsichtbarer Blumenduft seyn; sie muß nicht, wie die Erdatmosphäre, herab regnen, sondern nur, wie die des Mondes, sanft bethauen! o; da ist kein Weiser auf Erden, der diesem wohlthätigen Gegenreiz widerstünde.

Als Babet gegen Mittag zurückkam, und ihren Gästen brachte, was im zerstörten Garten die Natur, sich selbst überlassen, noch hervorgetrieben hatte, da fieng Wilhelm an, seine Rolle zu spielen. Auf Unterstützung seines Freundes konnte er freylich dabey nicht rechnen, denn wer wahrhaft liebt, der kann nicht schmeicheln. Er nahm alle seine Menschenkenntniß, alle seine Erfahrung zusammen; was er in der großen Welt oft gesehn, aber nur belächelt hatte, das versuchte er jetzt nachzuahmen, Mitleid und Dankbarkeit gaben seinen Worten eine hinreissende Gewalt, ein Feuer, vor dem Babets Kälte zu schmelzen begonn. Ja, sogar ein Lächeln zwang er ihr zuweilen ab, obgleich, so oft sie sich darauf ertappte, ein verstohlner Seufzer den Geist ihres Vaters um Verzeihung zu bitten schien. Ehe zwey Stunden vergiengen brachte Wilhelms gewandte Zunge es dahin, daß die

schöne Betrübte sich mit ihren Gästen zu Tische setzte, und die Früchte theilte, die sie mitgebracht hatte.

Der Tag entfloh auf schnellen Fittichen. Babet sah ungern den Abend herein brechen, denn sie hatte unvermerkt wiederum Geschmack an der Geselligkeit gewonnen. Ihr Auge ruhte nicht selten mit Theilnahme besonders auf Wilhelm, der das Wort führte, und dem ein unbefangenes Herz vergönnte, alle seine liebenswürdigen Eigenschaften glänzen zu lassen, indessen Friz an seiner Seite einem Träumer glich, und aus Furcht etwas dummes zu sagen, lieber schwieg.

Als es anfieng dunkel zu werden, schickte Babet den Knecht und das Mädchen auf verschiedenen Wegen aus, um zu kundschaften, ob die Gewässer des brausenden Waldstroms sich nun endlich verlaufen haben? Beyde kamen, wie Noahs Tauben, mit Oelzweigen zurück. So beruhigend aber auch die Nachrichten waren, so wurden sie doch eigentlich von Keinem gern gehört, außer von Wilhelm, der sich herzlich nach der Stadt sehnte, weil er fürchtete, man mögte sie vermissen und für Deserteurs halten.

Seinem Freunde fielen dergleichen Bedenklichkeiten jetzt nicht bey. Er hätte gewünscht, das Landhaus so dicht von Mördern umgeben zu sehn, als das nächtliche Feuer eines Reisenden in Afrika von Schakals, denn er fühlte Muth und Kraft

in sich, Babet gegen ein Heer zu vertheidigen, und er empfand, daß er nur in einem solchen Augenblicke im Stande seyn werde, ihr seine Liebe zu bekennen. Da nun aber kein Feind sich melden wollte, da nur Grillen und Wachteln das Feld belebten, und die Eulen ungestört durch die zerbrochenen Fenster des Schlosses aus und ein schwirrten; so schickten sich die beyden Freunde zur Abreise an.

Babet wurde nachdenkend und bewegt, als sie aufbrachen. Sie gab ihnen das Geleite bis an die eiserne Pforte; sie reichte ihnen die Hand beym Abschied: „Eine höhere Fügung, sagte sie, hat „uns zusammen geführt — seyd meine Brüder, so „lange ich noch hienieden traure. Sind es doch „kaum zehn Tage bis zu der erseufzten Stunde — „besucht eure Schwester noch Einmal ehe sie von „euch scheidet — wenn es ohne Gefahr geschehen „kann.“

Fritz lächelte bey dem Worte Gefahr. Wilhelm versprach zu kommen, wäre es auch in einer Verkleidung. Fritz lächelte über die Verkleidung. Er hatte Babets Hand geküßt — sie hatte ihn Bruder genannt — wo ist Gefahr?— wozu Verkleidung?

Sie giengen. Fritz sah sich noch oft um, ob es gleich stockfinster war. Babet stand an der Pforte und horchte, so lange der Fußtritt ihrer Gäste durch die einsame Nacht tönte. Dann kehr-

te sie langsam zurück — wollte in die Grotte zu ihres Vaters Leichnam wandeln, und stieg in Gedanken wieder in das Gewölbe hinab. Sie warf sich auf das Strohlager, und achtete nicht des verlöschenden Lämpchens, um recht mit Muße an ihren nahen Tod zu denken.

Dieser Gedanke schien, seit der Bekanntschaft mit Wilhelm, sogar neuen Reiz für sie gewonnen zu haben; denn sie gesellte zu dem ernsten Gemählde des Todes überall das freundlichere Bild ihres neuen Bruders. Sie wollte, er solle sie an jenem feyerlichen Tage nicht verlassen. Sie sah sich selbst, vom Blitz getroffen, in seinen Arm sinken — sie sah, wie er ihren leblosen Körper sanft auf den Rasen gleiten ließ — wie er neben ihr kniete — eine Thräne aus seinem Auge auf ihre kalte Hand fiel, und — hier glühte plötzlich ihre Wange — einen brüderlichen Abschiedskuß auf ihre blassen Lippen drückte.

So verketteten sich, mit dem Gedanken an ihren Tod, manche sanfte Bilder, von dem Pinsel der reinsten Unschuld mit gefälligeren Farben bezeichnet. Zwar stand der Tod noch immer im Hintergrunde des Gemähldes, aber schwächer beleuchtet als der lachende Vordergrund. Sie harrte mit einer Art von Ungeduld auf einen zweyten Besuch ihrer Gäste. Sie lag nicht mehr fühllos über dem Sarge ihres Vaters, sondern saß gelassen darneben, und horchte auf das Mur-

meln der Wellen, die sich am Ufer der kleinen Insel brachen. Die Nachtigall schlug im Gebüsch; sie zürnte auf sich selbst, daß es ihr Vergnügen machte. Der Knecht brachte ihr eine Taube zum Mittagsbrod. Sie schalt ihn, daß er ihr Hunger zutraue, und als er fort war, aß sie erst einen Flügel, und dann den zweyten, und endlich die ganze Taube.

Eine sanfte innere Wehmuth trieb sie nicht selten aus der Grotte in das Wohnhaus, aus dessen Fenstern man die Straße links und rechts weit hinab sehen konnte. Sie gieng auf und nieder durch die öden Zimmer, und warf zuweilen einen verstohlenen Blick in den zertrümmerten Spiegel.

Indessen schlich der arme Fritz mit seinem kranken Herzen wie ein Gespenst umher, und würde an der tiefen Wunde sich verblutet haben, hätte nicht Freundes Hand unermüdet den Balsam der Hoffnung hinein gegossen. Da für einen Liebenden die Worte der Geliebten Evangelia sind, so war Fritz trotz seiner hellen Vernunft nicht abgeneigt zu glauben, daß wirklich nach zehn Tagen ein Blitzstrahl ihm Babet entreißen werde, und Wilhelm mußte ihm diese Grille weg spotten, denn weg vernünfteln ließ sie sich nicht.

Ob indessen die vom Wetterstrahl verschonte Babet einst geneigt seyn werde, ihren Kummer in seinen Armen zu vergessen, diese Hoffnung schien ihm zu kühn, denn wahre Liebe macht selbst ei-

nen Narciß bescheiden. Wilhelm, der die Lage der Sache kalt überschaute, suchte jeden Zweifel zu heben, und den Schüchternen zu überreden, daß Babets jugendliche Unschuld, ihr unbefangenes Herz und ihre Hilflosigkeit sie gewiß an ihn fesseln würden. Er ermunterte ihn dreister zu seyn, wenigstens seine Augen zu Dollmetschern seines Herzens zu machen, und nicht immer mit niedergeschlagenen Blicken vor ihr zu stehn. Fritz versprach Alles und hielt nicht Wort, denn die Erste Liebe lähmt jede Bewegung, weil sie immer zu mißfallen fürchtet.

Eine frohe Botschaft hatten sie bey ihrem Eintritt in die Stadt erfahren: die Stürmer des Freyheitsbaumes waren in einem andern Dorfe ertappt, und zur gebührenden Strafe gezogen worden. Die beyden Freunde konnten daher ohne Gefahr ihre kleinen Streifereyen wiederum fortsetzen, und Fritz benutzte diesen, ihm selbst sehr gleichgiltigen Umstand, um Wilhelmen noch am selbigen Morgen zu einem zweyten Besuche bey Babet zu überreden. Aber der kühlere Wilhelm befürchtete, das schwärmerische Mädchen möchte scheu werden, und hielt es für schicklicher, Einen Tag zu warten.

Fritz verwünschte die Kälte seines Freundes, stand den ganzen Tag unmuthig am Fenster, und konnte nicht begreifen, wie die Stadtbewohner so ruhig ihrem Gewerbe nachgiengen. Schon um Mitternacht schüttelte er den schlafenden Wilhelm,

und behauptete, der Tag breche an. Es war aber nur das letzte Viertel des Mondes, das einen matten Strahl in ihre Kammer warf.

Endlich röthete sich der östliche Horizont, und die Morgendämmerung fand die beyden Freunde schon auf der Straße. Noch waren alle Hausthüren fest verschlossen, nur allein ihr Fußtritt hallte durch die leeren Gassen wieder. Sie hatten diesesmal ihre Taschen mit allerley Eßwaaren vollgepfropft, und hofften ihre Wohlthäterin zu überreden, Theil an einer frugalen Mahlzeit zu nehmen. Wilhelm überlegte im Gehen, wie er es anfangen wolle, sie aus der düstern Grotte zu locken, wo die Gegenstände des Schreckens ihrem Schmerz immer neue Nahrung gaben. Aber seine Sorge war unnöthig, denn als die Wanderer an die jetzt offene eiserne Pforte kamen, sahen sie Babet auf dem Hofe unter einer großen Linde sitzen, und ihre beyden Hüner mit Brodkrumen füttern. Sie standen schon neben ihr, ehe sie ihrer gewahr wurde.

Das holde Geschöpf erröthete sanft und hieß sie freundlich willkommen. Wilhelm machte im Stillen die angenehme Bemerkung, daß ihr Haar mit einiger Sorgfalt geordnet, und ihr Busen noch mehr verschleyert sey als das Erstemal.

Man lagerte sich im Schatten der Linde. Die Gespräche des kleinen Zirkels waren freylich noch immer etwas gezwungen; man schien sich zu scheu-

en, irgend einer Regung des Frohsinns Raum zu geben; indessen litt es doch die schöne Trauernde, daß man jede Anspielung auf ihren Kummer sorgfältig vermied, und sie selbst erwähnte dessen nicht mehr. Wilhelm suchte Alles hervor, die Unterhaltung zu beleben — es gelang ihm zuweilen; Babet schien es ihm sogar Dank zu wissen, und vergalt ihm seine Bemühungen durch manchen gefälligen Blick. Kurz, ihre natürliche Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens erwachte; sie hatte wieder Sinn für Alles, was um sie her vorgieng, nur für Fritzens Liebe nicht. Ein erfahrneres Mädchen hätte freylich bey seinem Gedankenlosen Anstarren, seiner Verlegenheit, wenn sie ihn anredete, der Glut seiner Wangen, wenn ihr Blick auf ihm ruhte, leicht errathen, was in seinem Herzen vorgieng; aber die klösterlich erzogene Babet ahndete nichts von der Macht ihrer Reize.

Der Tag vergieng in stiller Behaglichkeit. Babet führte ihre Gäste durch Feld, Wiesen und Garten, zeigte und beschrieb ihnen jede vormalige Schönheit, jede jetzt zerstörte Anlage, verweilte mit Wehmuth bey den Lieblingsplätzen ihres Vaters, und äußerte: daß, wenn sie ihren nahen Tod nicht so bestimmt wüßte, sie den traurigen Anblick dieser Gegend unmöglich ertragen könnte, sondern ihr Vaterland fliehen würde.

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, ein Wort von den Reizen seiner Heymath fallen zu lassen,

und wie gern man sie dort aufnehmen werde. Er bedauerte, daß das Schicksal ihm nicht vergönne, ihr Retter zu werden — er wagte sogar den Wunsch: daß sein Gebet den Blitz von ihr abwenden möge.

Verstohlen blickte er nach ihr hinüber, um zu entdecken, ob sich Unwillen in ihren Zügen mahle, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sie zwar stille, aber doch nur ernst vor sich niedersah. Mit diesem Ersten Erfolg zufrieden, brach er das Gespräch ab, und überließ es ihrer Einbildungskraft, das Bild in der Einsamkeit weiter auszumahlen.

Als der Abend heran dämmerte, trennte man sich, unter dem Versprechen, sich täglich zu sehn, bis die entscheidende Stunde hereinbrechen werde. Der arme Fritz hatte sich den Pfeil noch tiefer in das Herz gebohrt, denn Babet enthüllte in wenigen Stunden, mit schwesterlicher Unbefangenheit, jeden Reiz ihrer schönen Seele, und eine Unschuld, wie nur Gessners Pinsel sie schuf, lieh ihren körperlichen Reizen die Glorie eines Engels.

Wilhelms Hoffnungen waren gestiegen — er berechnete zufrieden die fortschreitende Wirkung ihrer Bemühungen, in einem noch übrigen Zeitraum von neun Tagen. Babet floh in die Grotte — fand den Aufenthalt zum Erstenmale schauerlich — erstaunte ein heimliches Grauen zu empfinden — und kam in die tiefen Gedanken zurück unter die Linde.

Achtes Kapitel.

Das Gespenst.

Recensenten und Leichenweiber haben das mit einander gemein, daß sie beyde gedungen werden, die Letztern zum Heulen und die Erstern zum Schimpfen. Beyde thun im Grunde einerley, denn sie machen beyde bezahlte Recensionen, diese auf Menschen, die man eben zu Grabe trägt, jene auf Bücher, die man gern zu Grabe tragen mögte.

Sollte Einer auftreten und sprechen: diese Bemerkung stehe hier ganz am unrechten Orte, so antworte ich zweyerley: Erstens: ich mache es wie Cato, der, er mogte auch im Senat gesprochen haben, wovon er wollte, immer mit den Worten schloß: caeterum puto Carthaginem esse delendam: und dieses erhabene Muster wird mir um so eher zu statten kommen, als die Republik der schönen Wissenschaften bey Vertilgung der Recensenten offenbar mehr gewinnen würde, als die Republik Rom bey Carthagos Zerstörung.

Zweytens ist diese Materie eben nicht so weit hergeholt, als es beym ersten Anblick scheinen mögte, denn diese wahrhafte Geschichte berührt jetzt gerade einen Punct, der den Prometheusen unter den Recensenten Gelegenheit giebt,

das Werk der Götter zu meistern. Babet, werden sie sagen, die erhabene Schwärmerin, die nur noch mit den Fußspitzen auf der Erde stand, läßt sich allzuleicht trösten, und vergißt den Mord ihres Vaters und ihrer Brüder so schnell, als ob der Schooßhund ihr ein Kopfzeug zerrissen hätte. Es ist keine Haltung in dem Charakter.

Sehr wohl, meine Herren! nur Schade, daß Mutter Natur sich eben so wenig an ihre klugen Regeln kehrt, als ein Lamm auf der Wiese thun würde, dem ein Tanzmeister vorschriebe, wie es hüpfen sollte. Der hochberühmte Herr Huber, (fast hätte ich vergessen hinzu zusetzen: Verfasser des heimlichen Gerichts) sagt irgendwo: „Brutus sey der gehaltenste "Character in der Weltgeschichte." Ob das gleich offenbar nur gesagt ist, weil es seltsam klingt; so folgt doch daraus, dem eignen Geständniß eines Hyper-Criticus gemäß, daß es wenig gehaltenere Charactere in der Weltgeschichte giebt. Die Verfasserin derselben ist bekanntlich die liebe Natur, und wenn sie sich beym Brutus erschöpft hat, so darf Babet wohl auf Nachsicht hoffen.

Wir wollen daher aufrichtig bekennen, daß das gute Mädchen bey den wiederholten Besuchen ihrer neuen Brüder, in der letzten Decade ihres Lebens, eine ganz andere Stimmung verrieth, als in dem Augenblicke, da sie das Schmuckkästchen mit Verachtung alles Irrdischen von sich wieß. Sie war

seitdem von geheimen Wünschen an das Leben, wie weyland Gulliver von den Lilliputern an den Boden gefesselt worden. Schlummernd und wehrlos wurde jener Riese überfallen, eben so auch unsere Schwärmerin. Verspottend blickte jener wie diese auf die ohnmächtigen Bemühungen der kleinen Feinde, ließ sie ruhig ihr Werk vollenden, und konnte sich am Ende nicht mehr losreissen.

Drey Tage hatte Babet nach ihrer Rechnung noch zu leben. Am Ersten derselben gestand sie sich, daß sie Gott ein wenig zu voreilig um den Tod gebeten habe; am zweyten wagte sie die Bemerkung: daß Gott ein wenig zu voreilig ihr diesen Wunsch gewährt; und am dritten zitterte sie vor dem kommenden Morgen.

Sobald Wilhelm diese günstige Stimmung merkte, fieng er an, leise Zweifel gegen den Erfolg des prophetischen Traumes aufzuregen. Er erzählte eine Menge Beyspiele von Träumen, die unerfüllt geblieben, hütete sich weislich, sie mit dem großen Lottozahlen Träumer in Moritz Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde bekannt zu machen: sondern erklärte so gut er konnte (denn wer kann das eigentlich?) die Wirkungen des Blutes, oder sonst unregelmäßiger Bewegungen der körperlichen Organe auf die Seele des Schlafenden. Babet verstand ihn zwar nicht (denn wer versteht das eigentlich?) aber sie hörte ihm sehr andächtig zu, und wünschte insgeheim, daß er recht haben mögte.

Wilhelm war ihr unvermerkt sehr lieb geworden; mit dieser Liebe hatte sich ein schwesterliches Zutrauen verbunden, und sie schmiegte sich auf Spaziergängen so unbefangen an seine Seite, als sey er eine der Nonnen, mit welchen sie vormals im Klostergarten zu lustwandeln pflegte. Fritz hingegen schien nur der Mond zu seyn, der von der befreundeten Sonne einen matten Schimmer empfieng. Sie schätzte auch ihn, aber sie war mehr Freund gegen ihn. Wie könnte es auch anders seyn, da die Liebe jede seiner glänzenden und gefälligen Eigenschaften in den Nebel der Blödigkeit hüllte.

Als am Abend vor dem fürchterlichen Tage man sich mit beklommenen Herzen trennte, bat die schöne Babet ihre Freunde mit zitternder Stimme, doch ja am andern Morgen recht früh wiederzukommen, damit sie in ihrer Sterbestunde nicht verlassen sey. Wilhelm gab das Wort für beyde, und da der schwüle Abend in der Nacht wirklich ein Gewitter vermuthen ließ, so entfernten sie sich kaum einige hundert Schritte von Babets Wohnung, um desto näher bey der Hand zu seyn, und setzten sich plaudernd in eine Weinbergshütte, die sie offen fanden.

Ein Verliebter berührt, wie man weiß, überall die Extreme, er ist in Entzücken oder in Verzweiflung, stumm oder geschwätzig, und wenn die letztere Periode eintritt, so ist sein Stoff so uner-

schöpflich, daß er gewöhnlich dem Zuhörer das Antworten erspart, daher auch ein Baum oder ein Mensch ihm oft gleich liebe Vertraute sind. Daß Fritz in der Stille der Nacht in schlaflosen Stunden, die düstre Hütte mit dem Bilde der Geliebten schmückte; daß er Babets Schönheit und Unschuld redselig prieß, war eben so natürlich, als daß Wilhelm, der noch nichts Neues über diesen Gegenstand zu hören hoffen konnte, unvermerkt sanft entschlummerte. Einige unbeantwortete Fragen, und ein stärkeres Athemholen, verriethen endlich dem Sprecher, daß er sein Leid nur den stummen Wänden klage. Er mogte seines Freundes Schlummer nicht stören: stand leise auf, und tappte im Finstern hinaus auf die Straße.

Da er seit zehn Tagen sich mit jedem Baume und jedem Steine befreundet hatte, die, auf dem Wege zu Babet standen oder lagen, so wurde es ihm nicht schwer, trotz der gewaltigen Dunkelheit, die ihn umgab, den wohlbekannten Pfad zu der Wohnung der Geliebten zu finden, ohne zu straucheln, oder sich den Kopf einzustoßen. Er kam glücklich an das eiserne Gatter, und schaute seufzend durch die Stäbe nach den zerbrochenen Fenstern, aus welchen der matte Schein eines einsamen Lämpchens herabflimmerte. Er wankte auf und nieder, stieß lange Seufzer aus, und nannte, in der Stille der Nacht, bald lauter, bald leiser, den Namen Babet.

Ach! er wußte nicht, welche Quaalvolle Angst er der Geliebten durch diesen nächtlichen Ritterzug bereitete. — Das furchtsame Mädchen hatte, seit ihre Freunde von ihr geschieden waren, immer am Fenster gestanden, um in die schwarzen Wolken zu schauen, die sich in Westen aufthürmten, und in ihrem Schoose den Todespfeil zu tragen schienen. Ein fernes Wetterleuchten vermehrte ihre Beklommenheit — ihr Herz bebte, so oft der Strahl die Wolken zerriß.

Aber wie wurde ihr erst zu Muthe, als sie, beym gräßlichen Schein dieses Leuchtens, plötzlich eine Gestalt an dem eisernen Gatter auf und nieder wandeln sah! — als sie schwere Seufzer vernahm, und deutlich ihren Namen nennen hörte! — Der Geist meines Vaters! — dieser Gedanke durchschauerte sie, und ihre Zähne schlugen an einander. — „Mich ruft der Geist meines „Vaters! — mein Traum war kein leeres Hirn„gespinnst — der Todestag bricht an — die Gei„ster der Erschlagenen sind bereit mich zu em„pfangen.“ —

Sie sank auf ihre Kniee und wollte beten, aber langsam gleitete sie an einem Stuhle nieder, und blieb betäubt am Boden liegen. Fritz hatte indessen, unbewußt welch Uebel er gestiftet, seinen abentheuerlichen Spaziergang vollendet, denn ein lichter Streif in Osten verkündete ihm den nahen Morgen. Er gieng und weckte seinen Freund.

Mit der Ersten Dämmerung waren sie an der Pforte.

Sie stiegen leise die Treppe hinauf, und fanden im Vorsaal den Knecht und das Mädchen noch in tiefen Schlaf begraben. Eben das vermutheten sie von Babet. Wilhelm öffnete die Thür des Zimmers so vorsichtig, wie eine Mutter, die zu einem kranken, schlummernden Kinde schleichen will. Fritz stand hinter ihm, und warf einen schüchteren Blick über seine Schulter. Da lag das arme Mädchen ausgestreckt am Boden.

„Sie schläft" flüsterte Wilhelm, und wollte einen Schritt zurückweichen. Aber Fritz trat mit Unglück weissagender Bangigkeit näher hinzu, faßte ihre Hand, fand sie eiskalt, und schrie laut auf: „Sie ist todt! — die Schrecken der Einbildungs„kraft haben sie getödtet!" — Vergebens suchte Wilhelm den Ausbruch seines Schmerzes zu hemmen. Er lief wie unsinnig aus einem Winkel in den andern, und rief in gräßlicher Verzweiflung: „sie ist dahin! — an mir ist es nun einen barm„herzigen Wetterstrahl auf mich herab zu flehen!" —

Heulend warf er sich auf die vermeynte Leiche — heulend sprang er wieder auf, und suchte hastig nach einem Werkzeuge, sich ein lästiges Daseyn zu rauben. Wilhelm bat und drohte — bald sanft, bald stürmisch — umsonst! Fritz hörte ihn nicht — bis endlich sein Freund ihn mit Gewalt in die Arme faßte, und ihm ins Ohr schrie:

„Mensch! bist du wahnsinnig! sie ist nicht todt!
„— ihr Herz schlägt noch!“

Taumelnd warf sich Fritz neben der Geliebten nieder, legte zitternd seine Hand auf ihr Herz, fühlte es wirklich klopfen, und gieng plötzlich von dem unmässigsten Kummer zu der ausgelassensten Freude über. Er drückte Wilhelm mit Ungestüm an sein Herz — er umarmte den alten Knecht — er weinte — er jauchzte. Durch dienliche Mittel die Ohnmächtige zu erwecken, daran dachte er nicht, genug sie lebte! ihr Herz klopfte! — er dankte schluchzend dem Himmel! —

Wilhelm hatte indessen das Mädchen ermuntert. Frisches Brunnenwasser war das einzige Hilfsmittel, daß sie ihm anbieten konnte. Er besprengte die Ohnmächtige, rieb ihr Arme und Schläfe, und nach wenig Minuten schlug Babet die Augen auf.

Sie sah verstört umher, und drückte ängstlich Wilhelms Hand. „Ich danke euch,“ hub sie an: „daß ihr so früh gekommen seyd — bald — bald „wird meine Stunde schlagen.“ — Wilhelm führte sie ans Fenster, zeigte ihr das Morgenroth, und wie die schwarzen Wolken sich zerstreuten, und wie der starke Nebel einen See im Thale bildete, lauter Anzeigen eines heitern Tages. Aber Babet hatte keine Augen für das freundliche Morgenroth; ihr Blick hieng starr an der eisernen Pforte — dort war der Platz, wo das Gespenst wan-

delte — dort herauf tönten die Seufzer — dort hinab rief es sie bey Namen. Vergebens störte sie Wilhelm in ihren Träumen: „lassen Sie mich," sagte sie: „ich muß sterben — ich sterbe ganz ge„wiß heute — mir ist der Geist meines Vaters „erschienen — sein warnender Ruf hat mich aus „meinen sündlichen Hoffnungen aufgeschreckt — „ich gehe mich zum Tode zu bereiten."

Ohne sich über die Art und Weise der Erscheinung näher zu erklären, entfernte sie sich in ein Nebenzimmern, um zu beten. Erstaunt und unwillig sah Wilhelm ihr nach, und haderte mit dem Dämon, der durch ein neues Spiel zerrütteter Einbildungskraft die Früchte seiner Bemühungen zerstört hatte. Umsonst suchten die beyden Freunde von den Hausgenossen zu erfahren, ob seit gestern Abend etwas besonders vorgefallen sey? sie wusten nichts. Babet hatte ihnen befohlen sich schlafen zu legen, und sie gehorchten ohne Widerrede; denn daß ihre Gebieterin unausgekleidet blieb, war ihnen nichts neues.

Wilhelmen wurde jetzt selbst unheimlich bey der Sache zu Muthe. Er fürchtete zwar kein Wunder der Natur, wohl aber Wunder der Einbildungskraft, die, so oft von selbst geschaffenen Phantomen beherrscht, das schwache Organ der Vernunft zertrümmert; kurz, er fürchtete nicht Babets Tod, sondern, was schlimmer ist als Tod — Wahnsinn. Er suchte diese trüben Gedanken so

gut er konnte vor seinem Freunde zu verbergen, der in sichtbarer Angst mit wankenden Schritten und gefalteten Händen auf und nieder gieng, bald nach der Thüre starrte, durch welche Babet verschwunden war, bald vor Wilhelm stehen blieb, und ihn wehmüthig anstaunte, als suche er Trost in seinen Blicken.

Nach verlauf einer Stunde trat Babet wieder in das Gemach, und eine überirdische Heiterkeit glänzte auf ihrer Stirn. Sie sprach wenig, antwortete einsylbig, und scheute sich vor jedem Worte, das einen Zweifel gegen ihren nahen Tod zu verrathen schien, gleichsam als fürchte sie, die so eben vom Himmel erbetene Fassung wieder zu verlieren.

Die Unterhaltung war sehr gespannt. Von Träumen, Erscheinungen und Sterben, wollten die Brüder nichts reden, und von andern Dingen wollte die Schwester nichts hören. Man gieng größtentheils schweigend neben einander auf und nieder. Aus Fritzens Brust drängten sich so bange Seufzer empor, als sey er der zum Tode Verurtheilte. Babet wandelte still, man hörte weder Athem noch Fußtritt — die Geister schweben nur — Babet war son halb entkörpert.

Wilhelm trat von Zeit zu Zeit ans Fenster, und ermangelte nicht, jedesmal laut die Bemerkung zu machen: daß der Morgen schön und heiter sey, und kein drohendes Wölkgen am Hori-

zonte schwebe; aber die Schwärmerin achtete dessen nicht, denn die Stimme des Geistes füllte noch ihr Ohr.

Neuntes Kapitel.

Das Gewitter.

Als die Sonne schon hoch stand, eine drückende Hitze den nahen Mittag verkündete, und die zerbrochenen, durch keine Vorhänge verhüllten Fenster die sengenden Strahlen mitten in das Zimmer fallen ließen, da schlug Babet selbst einen Spaziergang in den kühlen Hayn vor. Eigentlich war es ihr nicht um Erquickung zu thun — sie würde sich geschämt haben, an der Pforte der Geisterwelt, noch Sinn für körperliche Beschwerden zu äußern — sie wollte sich nur unvermerkt dem Thurme nähern, den der Traum ihr als das Ziel ihrer Pilgerschaft angewiesen hatte, und ein Ueberrest von Menschlichkeit lehrte sie die sanfte Schonung, diesen Zweck ihren besorgten Freunden zu verbergen.

Wilhelm ergriff die dargebotene Zerstreuung mit Freuden, so gering sie auch war. Sie giengen, und der gute Wilhelm, dessen Verdacht auf einer ganz falschen Fährte schweifte, suchte geflissentlich ihre Schritte immer so zu lenken, daß sie

fern von der kleinen Insel und ihrer schauerlichen Grotte blieben. Babet wurde es gewahr, und sagte lächelnd: „wozu diese Vorsicht? — warum „sollte ich jetzt die traurigen Ueberreste meines Va„ters besuchen, da ich in wenig Stunden ihn ver„klärt wieder sehen werde.“

Wilhelm seufzte leise über ihren unzerstörbaren Glauben, und Fritz knickte unmuthig einen Zweig nach dem andern von den Büschen, an welchen sie vorüber giengen. Endlich zwang sie die heftige Mittagsglut, den dunkelsten Theil des Hayns zu suchen, wo ein schmaler Fußpfad zu einer versteckten Einsiedlerhütte führte, die nur ein schwaches Licht durch ein kleines Fenster von Marienglas empfieng, vor welchem Epheu und wilder Hopfen sich empor geranket hatten.

Hier lud ein Sofa von Moos sie ein, sich von ihrer Ermattung zu erholen. Babet setzte sich zwischen ihre Brüder, und Wilhelm, welcher fühlte, daß es jetzt darauf ankomme zu plaudern, gleichviel was, ergriff den geringfügigsten Gegenstand, um die Schwärmerin zu zerstreuen. Bald fieng er einen Käfer, und ließ sie den Bau dieses kleinen Insekts bewundern; bald sammelte er Schwämme, die am Boden wuchsen, und stritt mit ihr, ob sie giftig oder unschädlich wären; und endlich gab ihm ein gemahltes Wappen, das auf einer der Fensterscheiben angebracht war, Stoff zu einer zwar uninteressanten aber doch lan-

gen Unterhaltung. Babet hatte im Kloster, unter andern unnützen Dingen, auch die Wappenkunde erlernt. Der schlaue Wilhelm, der wirklich wenig davon verstand, stellte sich noch unwissender als er war, und ließ sich von ihr, mit musterhafter Geduld, all den elenden Firlfanz von Helmdecken, Turnierhelmen, Schildhaltern u. s. w. erklären. Man verachte doch in drückenden Lagen, wo es blos darauf ankommt, der Einbildungskraft ein Schooskind zu entreißen, auch nicht das geringfügigste Mittel, das oft durch die wohlthätige Mitwirkung der Ideen-Verbindungen unerwartet hilfreich werden kann. Babet hatte ihre Klostergelehrsamkeit in den Wappen ihrer Freundinnen geschöpft, deren Gestalten, so wie sie sprach, an ihr vorübergiengen, manches heitere, fast verloschene Bild der Vergangenheit wieder auffrischten, und sie von der trüben Todesahndung unvermerkt abzogen. Wer weiß, wie weit Wilhelm es mit diesem kleinen Kunstgriffe noch gebracht haben würde, wenn nicht — als bereits zwey Stunden verstrichen waren —

Plötzlich das Murmeln des fernen Donners sie aufgeschreckt hätte! — Babet wurde bleich — Fritz erblaßte — auch Wilhelm erschrack, und haderte heimlich mit dem Schicksal, das die arme Verstörte noch härter prüfen wollte. Alle drey sprangen auf, und eilten nach der Thür. Der Horizont hatte sich schwarz bezogen, es rauschte ge-

waltig in den Wipfeln der Bäume, die Raben eilten krächzend nach Hause und die Vögel flatterten scheu umher.

Babet faltete zitternd ihre Hände. „Folgt „mir!“ rief sie mit erstickter Stimme, „verlaßt „mich nicht!“

Fritz war von Allem, was in und außer ihm vorgieng, so erschüttert und betäubt, daß er nicht mehr wuste was er that. „Wollte Gott!“ sagte er schluchzend, indem er Babets Hand ergriff, und sie krampfhaft drückte, „wollte Gott ich könnte „mit dir sterben!“ — Sie stutzte und sah ihn mit großen Augen an. Dann machte sie sich schüchtern los von ihm, und floh so schnellfüssig durch das dicke Gebüsch, daß die beyden Freunde ihrer Spur kaum zu folgen vermogten. Das Gewitter zog immer näher herauf, große Tropfen fielen, es sauste in der Luft, und die Wipfel der Bäume bogen sich rauschend zur Erde.

Athemlos rannte Babet über eine kleine Wiese, die der Fluß zur Halbinsel machte, und an deren Spitze die Ruinen des alten Thurmes standen, unter dessen Trümmern sie sich begraben wollte. Wilhelm keuchte ihr nach, und holte sie ein, als sie eben erschöpft auf einen Stein niedersank, und ihre Arme zum Himmel ausbreitete, um den Todesengel zu empfangen.

Ihre Brüder knieten ihr zur Seite — sie konnte nicht mehr reden — Angst und die Wirkung

des schnellen Laufens wollten ihr das Herz absto=ßen. Wilhelm warf einen Blick um sich her, und fand, daß an diesem gefährlichen Orte, der Zu=fall allerdings Babets prophetischen Traum erfül=len könne, denn der Thurm war mit alten Eichen umgeben, deren Wipfel dem Sturmwind trozten, und den Bliz kühn herab zu locken schienen. Aber es wäre vergebens gewesen, dieser Gefahr zu erwäh=nen — die Unglückliche rang mit dem Tode. —

Jezt schwebte die Wetterwolke gerade über ih=ren Häuptern — der Donner krachte fürchterlich — Bliz und Schlag folgten sich immer schneller — der Sturmwind schwieg plözlich — kein Re=gentropfen fiel mehr herab — eine grausende Stille lagerte sich auf der lechzenden Landschaft — eine schwüle Luft drückte jede Pflanze — der Tod schien die drohende Wolke über ihnen in schweren Fesseln aufzuhängen. — Babet athmete schwach — ihr Auge war gebrochen — Hu! da fuhr ein Bliz schmetternd in den Thurm herab, spaltete die Mauer, rollte abgerissene Steine in den Fluß, und die Erde bebte! —

Jesus Maria! scholl eine Stimme zwischen den Trümmern — Babet lag entseelt am Boden — Ein Plazregen stürzte herab. — Friz war zur Bildsäule geworden. — Wilhelm hob die Ohn=mächtige sanft in seine Arme, bedeckte sie so gut er konnte mit seinem Oberrock, und wandte sein Gesicht nach den Ruinen, aus welchen die Stimme

ihm vernehmlich tönte. Er sah und schauerte — durch die gespaltene Mauer, zwischen Steinen, die noch immer sich lösten und herabwälzten, stieg die Gestalt eines Jünglings wie aus dem Grabe herauf. Hager und hohläugig, mit wenigen Lumpen bedeckt, blickte er stier auf die Fremdlinge, hob sich mühsam über die Trümmer, und nahte schweigend wie ein Gespenst.

Wer bist du! rief ihm Wilhelm entgegen. Das Gespenst antwortete nicht. Der Regen troff ihm vom unbedeckten Haupte, man sah, daß er zitterte, und seine Blößen zu decken suchte. Durch Wilhelms Zuruf geweckt, schaute sein Freund empor, und erblickte mit Entsetzen die halb Mitleid halb Furcht erregende Gestalt. Er sprang auf, gieng hastig auf den Jüngling los und wiederholte rauher die Worte: Wer bist du? was willst du?

„Schonet meiner!“ stammelte bebend die Erscheinung: „ihr seht, Gott selbst hat meiner ge„schont. — Ich habe euch vom Thurm herab be„lauscht, wie ihr neben diesem guten Mädchen „knietet — wohl mir, daß sie euch werth ist! „meine Babet wird für mich bitten!“ —

Seine Babet? rief Fritz, prallte zurück, und betrachtete die Gestalt mißtrauisch forschend, und bemerkte in ihr wider Willen einen schönen Jüngling, den nur Elend und Mangel zum hagern Gespenst entfleischt hatten.

Seine Babet? wiederholte Wilhelm neugierig.

Meine Babet! sagte der Jüngling etwas beherzter, und näherte sich ungehindert dem leblosen Mädchen, kniete neben ihm, ergriff dessen kalte Hand, und suchte sie zwischen seinen kalten Händen zu erwärmen. — Fritz stand sprachlos mit starren Blicken — eine widerliche Empfindung durchschnitt sein Herz — es war ihm als ob der häßliche Wunsch sich ihm aufdränge, daß Babet von ihrem Todesschlummer nicht erwachen möchte.

Indessen hatte die Wetterwolke über ihnen ausgetobt, der Donner rollte mehr in der Ferne, ein sanfter Regen erquickte die Flur, die Blumen hoben ihre Häupter empor, die Vögel fiengen an zu zwitschern, mit den Blumen und Vögeln erwachte auch Babet und fand sich — in den Armen ihres Bruders.

Sein Antlitz war der Erste Gegenstand, der in ihrem halb geöffneten Auge sich spiegelte: was Wunder, daß ihre Einbildungskraft, von Traum und Wirklichkeit zerrüttet, ihr das Erwachen in Elysium vorgaukelte. Sie wähnte sich gestorben, und in die Wohnungen der Seligen versetzt.

„Mein Bruder Philipp!“ stammelte sie leise: „hat der Tod uns wieder vereinigt? — wo ist „unser Vater? — warum kommt er nicht, seine „Tochter zu empfangen?“

Mit dem unverdächtigen Brudernamen kehrte die Ruhe in Fritzens Brust zurück. Der Jüngling,

ling, den er schon zu hassen glaubte, wurde ihm plötzlich lieb — er war Babets Bruder! —

Wie, wenn der Fuß eines Elephanten eine kleine Welt in Staub tritt, hier eine Ameise ihre Eyer wieder sammelt, dort eine Spinne ihr Gewebe ausbessert, hier ein gebogener Zweig sich langsam aufrichtet, und dort die Spitze eines Grashalms emporstrebt; so das Bild der Verwirrung unter jenen mehr und weniger erschütterten Menschen. Babet konnte sich lange nicht überreden, daß sie wirklich lebe; ihres Bruders vermeynter Geist unterhielt die Täuschung, die auch nicht einmal durch den Anblick ihrer Freunde zerstört wurde, denn sie glaubte, auch diese habe jener Blitzstrahl weggerafft. — Der Jüngling, durch lange erduldetes Elend, und kaum überstandene Todesgefahr an Geist und Leib geschwächt, sah in den Fremdlingen noch immer Verfolger, die nach seinem Blute dürsteten. — In Fritzens Busen kämpften die Freude über Babets Erwachen, und die Furcht vor einem vom Himmel herabgefallenen Bruder, der seine Liebe vielleicht mißbilligen werde; diese Zweifel machten ihn stumm.

Wilhelm war der Einzige, der seine Geistesgegenwart nach einigen Minuten wiederfand. Er bemerkte, daß dieser vom Regen überschwemmte Platz, und der traurige Anblick dieser Ruinen, nicht geschaffen wären, um gegenseitige Erklärungen zu geben und zu nehmen. Er gab seinem

Freunde einen Wink, die erschöpfte Geliebte in ihre Wohnung zu geleiten; er selbst unterstützte ihren wankenden Bruder. Langsam schlich der Zug durch den triefenden Hayn. So oft Babets Hand oder Wange einen Tropfen von den Zweigen streifte, erschrack das arme Mädchen, und staunte jeden Baum oder Strauch mit einem gewissen wahnsinnigen Lächeln an, daß nur zu sehr verrieth, wie schwach ihre Vernunft noch immer gegen die Täuschungen der Einbildungskraft kämpfte.

Fritzens Auge hieng unverwandt an ihr — ihr Arm ruhte in dem Seinigen — er zitterte wie die Espe, deren herabthauende Blätter die Glut seiner Wangen kühlten — es war der schwerste Gang seines Lebens; er glaubte ihn nicht vollenden zu können, blickte ängstlich nach dem Hause, und wünschte es dennoch Meilen weit entfernt.

Wilhelm wurde von seinem hagern Gefährten scheu und furchtsam beobachtet. Je näher sie der Wohnung kamen, je mißtrauischer gluxte das hole Auge. Ein Paarmal schien er wirklich im Begriff zu entschlüpfen, und wahrscheinlich hätte er diesem Triebe nicht wiederstanden, wenn er nur Kräfte in sich gefühlt hätte, zwey gesunden Verfolgern zu entrinnen. Beym Eintritt in das Haus zitterte er, und nur auf der Treppe gewann er wieder Muth, als er den wohlbekannten, treuen Knecht erblickte, der ihn mit Freudengeschrey entgegen stürzte.

So gelangten sie endlich in Babets Zimmer, wo das verschwisterte Paar sich selbst, und Alles um sich her, mit fremden Blicken anstarrte. — Wilhelm sorgte für Ruhe und Erfrischungen; kräftige Arzneyen, auch für kranke Seelen.

Zehntes Kapitel.

Die Trennung.

Chevalier Belloy, der nämliche, den seine Schwester auf dem Wege nach Amerika glaubte, hatte Vater und Brüder an seiner Seite ermorden sehn, und sich der Wuth seiner Verfolger entzogen, indem er in unzugängliche Ruinen flüchtete, die ihm noch von seinen Knabenspielen her wohl bekannt waren. Hier wagte er, mehrere Wochen lang, nur bey Nacht mit den Eulen hervorzuschlüpfen, um sich wilde Wurzeln und Früchte zur dürftigen Nahrung zu suchen. Anfangs glaubte er die ganze Wohnung sey verwüstet, und auch seine Schwester ein Raub der Blutdürstigen geworden, bis er sie einst, durch seine Felsenspalte, in tiefer Trauer am Fusse des Thurmes herumwanken sah.

Schon war er im Begriff, sich herab in ihre Arme zu stürzen, als die Furcht vor ihrer zu lauten Freude ihn plötzlich zurück scheuchte. Er konnte ja nicht wissen, ob und welche Menschen in der

Nähe wären? ob sie nicht vielleicht eine Gefangene sey? — mußte er nicht Laurer und Spürhunde hinter jedem Strauche vermuthen? — Die trauernde Babet entfernte sich wieder von dem Thurme, — und obgleich wenige Tage nachher, Mangel und Sehnsucht über alle Bedenklichkeiten siegten, und er gern auf jede Gefahr hervorgetreten seyn würde — so erschien die liebe Gestalt ihm doch nie wieder so nahe.

Endlich hatte er beschlossen, da er sein Leben hier doch nicht länger fristen könnte, von der Verzweiflung geleitet seinen Schlupfwinkel zu verlassen, und sich entweder in die Arme einer liebenden Schwester zu werfen, oder den Dolchen blutgieriger Mörder blos zu stellen. Er hatte dazu den Tag bestimmt, an welchem sein Wurzelvorrath zu Ende gieng, den er bey Mondschein gesammelt, und der ihn bis jetzt kümmerlich ernährt hatte.

Aber das war gerade der nämliche Tag, der die verfolgten Flüchtlinge in die Grotte trieb, und bald darauf den Garten und die ganze Gegend mit wildem Getöse anfüllte. Philipp glaubte, er sey verrathen, ihn gelte dieß emsige Suchen, dieß Schnauben der wilden Thiere nach Beute. Auch war der Thurm mehr als Einmal von lärmenden Haufen umringt; die kühnsten drangen herein, und kletterten hier und da über bemooste Ruinen. Da aber nur eine enge Schluft zu Philipps enge-

rem Winkel geleitete, vor welcher er noch überdieß Steine in künstlicher Unordnung aufgethürmt hatte, so entgieng er ihren Nachforschungen.

Doch schien ihm nichts gewisser, als daß er der Gegenstand derselben gewesen sey, seine Furcht verdoppelte sich, und in den Ersten Tagen nach dieser Begebenheit vertraute er sein Leben auch nicht einmal der nächtlichen Dunkelheit an, sondern überließ sich dem quälendsten Hunger und Durst zum Raube, bis es ihm fast an der letzten Kraft gebrach, seinen Zufluchtsort zu verlassen.

Indessen sah er einigemal seine Schwester in der Gegend des Thurmes, und freute sich ihrer Rettung; aber stets erschien sie in Begleitung zweyer Fremdlinge, deren verdächtige Gegenwart ihn abhielt sich zu entdecken, um so mehr, da der tiefe Kummer in Babets Zügen ihn befürchten ließ, daß ihre Begleiter nicht Freunde, sondern Aufpasser seyn mögten.

Als er sich in der Hülle der Nacht zum Erstenmale wieder hervor wagte, um wenigstens seinen Durst an einem nahen Wassergraben zu löschen, da trieb ihn die Verzweiflung bis in den Hof der väterlichen Wohnung, und hätte er die Hausthür offen gefunden, so würde er, dem Schicksal trotzend, bis in das Schlafgemach seiner Schwester gedrungen seyn; aber Alles war fest verschlossen. Sollte er Lärm machen? sollte er anklopfen? muste er nicht jene gefährlichen Fremd-

Linge hier vermuthen, die er täglich im Garten herumschweifen sah? — Unentschlossen wankte er umher, bis das Erste Hahnengeschrey ihn wieder zu seinen Ruinen jagte.

Doch länger dieses Maas des Elends zu tragen, war über die Kräfte eines Jünglings, der von Jugend auf im Schoose des Glücks, jede Freude tändelnd haschte, und jedem rauhen Lüftchen sorgsam auswich. Mangel und Verzweiflung entwickelten den Keim des Muthes, den Wollust und Ueberfluß bisher in ihm erstickt hatten; denn alle unsere Tugenden und Laster sind Kinder eines natürlichen oder erkünstelten Bedürfnisses. Unwiederruflich hatte er beschlossen, in der kommenden Nacht auf jede Gefahr, sich einen Weg in das väterliche Haus zu bahnen, und, wenn es von Mördern bewohnt sey, in den Armen seiner Schwester zu sterben. Das Gewitter kam ihm zuvor, sprengte seinen Kerker, und schleuderte ihn unter befreundete Wesen.

Das war es, was der durch Wein und Brod erquickte Jüngling seinen neuen Freunden mittheilte, so wie nach und nach die Erste Betäubung der wiederkehrenden Besonnenheit wich. Die Entdeckung, daß Wilhelm und Fritz Kriegsgefangene seyen, flößte ihm bald Vertrauen ein; ihre blauen Röcke, die er bis jetzt für Uniformen der Nationalgarde gehalten, hörten auf, ihm verhaßt zu seyn; diese Männer hatten ja auch für seine

Rechte gefochten; sie waren seines politischen Glaubens, und durften ihn nicht verrathen. Wenn gleiche Noth und gleiche Grundsätze gedrückten Menschen einen Vereinigungspunkt anweisen, so schmiegen sich die mißtrauischsten Seelen schnell und schwesterlich aneinander.

Auch vor Babets sanfter Morgenröthe verzogen sich die düstern Wolken. Sie fühlte wieder, daß sie lebe, und schien nicht unwillig über dieß Gefühl. Wilhelm, der jede Veränderung ihrer Züge forschend beobachtete, wagte schon zuversichtlicher, den prophetischen Traum für eine Täuschung der Einbildungskraft zu erklären; und als sie, um ihn zu widerlegen, die Geschichte von der Erscheinung ihres Vaters, und seines schauerlichen Zurufs, mit den kleinsten Umständen vorbrachte; als sie ihre Freunde ans Fenster zog, um ihnen die Stelle an der Pforte zu zeigen, wo der Geist gewandelt und geseufzt habe; da erröthete Fritz an ihrer Seite — stammelte, und gestand — daß er die rufende Gestalt gewesen. Schüchtern bat er um Verzeihung für diese zu laut gewordenen Seufzer.

Babets Freude über diese Aufklärung diente ihr, die holde Schaam zu verbergen, die bey Fritzens Geständniß auf ihren Wangen glühte. Sein abentheuerlicher Ritterzug brachte ihr zugleich die seltsame Wildheit ins Gedächtniß, mit der er, beym Ausgang aus der Einsiedler Hütte, den

Wunsch mit ihr zu sterben herausgestossen hatte. So unerfahren sie auch in der Liebe war, so hätte sie doch darauf geschworen, das sey Liebe — und die Rosenfarbe ihres Gesichts verwandelte sich in Scharlach.

Philipp, schon långst mit jeder Leidenschaft vertraut, errieth, was in dem Herzen des Fremdlings vorgieng. Die Eroberung seiner Schwester schien ihn zu freuen, da er in seiner eigenen bedrängten Lage ihr nicht zum Schutz dienen konnte, und daher mit Freuden ihre Ehre bey einem Biedermanne in Sicherheit brachte. Daß der bescheidene, an der Hofpforte seufzende Fritz kein Verführer sey, lehrte ihn seine Erfahrung, die ihn auf den Ersten Blick einen Neuling errathen ließ, und Wilhelm beruhigte ihn gänzlich, da er noch am nämlichen Abend einen günstigen Augenblick ergriff, ihn von der unzweydeutigen Liebe seines Freundes zu unterrichten.

„Ist Er ein Edelmann?“ war die einzige verfängliche Frage, die der Altfranke dem Deutschen vorlegte, und nachdem Wilhelm sie durch eine Wendung zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, so willigte er mit Freuden in den Vorschlag, daß Babet, sobald die Kriegsgefangenen ausgewechselt würden, Fritzen als Gattin folgen solle.

Der schüchterne Liebhaber war indessen mit dem Gegenstand seiner Wünsche allein geblieben, aber mit dem Gewitter war auch sein Muth wieder

verschwunden; er ließ die schöne Gelegenheit entschlüpfen, am heitern Abend zu vollenden, was er am schwülen Mittag begonnen hatte. Stumm saßen sie neben einander — beyde schlugen die Augen nieder — er, weil er schon zu viel gesagt, sie, weil sie schon zu viel errathen hatte.

Mit dem seligen Gefühl entronnener Gefahr verlebte die kleine Gesellschaft, in traulicher Zufriedenheit, den frohen Rest eines Tages, dessen Erste Hälfte so drohend schien. Man pflog Rath, was nun mit Philipp anzufangen? Babet bestand darauf, ihn in dem sichern Gewölbe zu verbergen, bis die republikanischen Stürme ausgetobt haben würden, und Philipp selbst war anfangs geneigt dazu. Als er aber hörte, welchen Schatz man gefunden, als er das Kästgen voll Diamanten sah, mit dessen großen Werth er die unwissende Gesellschaft bekannt machte; da änderte er plötzlich seinen Entschluß.

Zwar war er zu großmüthig, oder vielmehr zu leichtsinnig, um von der Verlassenschaft seines Vaters, troz den schwesterlichen Bitten, mehr als einen kleinen Theil anzunehmen; „er wolle," sagte er, „den Brautschatz seiner guten Babet nicht „schmälern," versicherte aber, diese drey Ringe, die er sich zueignete, würden hinreichen, ihn glücklich über Frankreichs Gränze zu führen. Dann werde er sich ausrüsten, wie es seinem Stande gezieme, zu der Armee des Prinzen Condé eilen,

und den Boden seines undankbaren Vaterlandes nicht eher wieder betreten, bis er sein väterliches Erbe mit gewaffneter Hand zurückfodern könne. „Dein Schicksal, meine Babet," sagte er mit einem verständlichen Lächeln, „lasse ich in den Hän-
„den dieser wackern Männer. Sie sind Edelleute,
„sie sind Soldaten, ich bin ruhig. Ihnen über-
„trage ich Vatergewalt und Bruderpflicht, die das
„Schicksal mir nicht vergönnt, selbst an dir zu
„üben. Unter ihrem Schutze verlasse diese zerstör-
„ten Wohnungen, so bald sie dich dazu auffodern."

Vergebens suchte Babet ihn zu überreden, das sichere Gewölbe der unsichern Flucht vorzuziehn; vergebens erbot sie sich, wenn er von seinem Vorsatz nicht abstehen wolle, ihn zu begleiten und jede Gefahr mit ihm zu theilen; er hatte gegen beydes so viele theils wichtige theils scheinbare Gründe, und Wilhelm — wiewohl er im Herzen den Leichtsinn nicht billigen konnte, mit dem der Chevalier seine einzige Schwester auf gut Glück Leuten Preiß gab, die er zum Erstenmale sah — unterstützte ihn dennoch so beredt, daß Babet endlich nachgeben muste.

Der alte Knecht verschaffte seinem jungen Herrn eine Bauerkleidung; man schnitt ihm das Haar ab, man verwandelte sein milchweisses Stutzergesicht in ein von der Sonne verbranntes Winzerantlitz, und, mit großen Holzschuhen ausgerüstet, in Begleitung des treuen Knechts, dem Weg und

Steg im Lande wohl bekannt waren, trennte der unbesonnene Jüngling sich um Mitternacht von der weinenden Schwester. Sein Erster Gang war nach Montauban, wo er auf die Unterstützung eines sichern Freundes rechnete, der ihm weiter helfen sollte.

Nach seiner Abreise lebten die Zurückgebliebenen in Ruhe und Eintracht länger als Einen Monat. Fritz genoß süsse Stunden, aber nur im Anschauen der Geliebten; denn so oft ihm auch Wilhelm im Scherz und Ernst seine Schüchternheit vorwarf; und so oft er auch selbst den heroischen Entschluß faßte: heute ganz gewiß sein Herz aufzuschließen, und die Entscheidung seines Schicksals von Babets Lippen zu erflehen; so schlich er doch jeden Abend nach der Stadt zurück, wie er gekommen war, und vertraute den Bäumen, was er dem Ohr seines Mädchens hätte vertrauen sollen. — Wir können nur Eines zu seiner Entschuldigung anführen: Babet vermied nämlich sorgfältig mit ihm allein zu seyn, und eine Liebeserklärung, in Gegenwart selbst des besten Freundes, ist, Gott weiß warum, eine schwere Sache.

Indessen konnte es doch nicht lange mehr so bleiben. Es war unschicklich, daß ein sechszehnjähriges Mädchen täglich Besuch von zwey jungen Offizieren empfieng. Freylich lebten sie in einer Zeit, wo sich Niemand darum bekümmerte, und wo die neuen Ehestandsgesetze manches heiligten, was vormals ein Greuel gewesen seyn würde. Aber

Babet selbst empfand das zweydeutige ihrer Lage, ihr zartes Gefühl empörte sich dagegen, und nur ihre Hilflosigkeit konnte sie verleiten, die Stimme der verwundbarsten weiblichen Sittsamkeit zu unterdrücken. Hiezu kam noch der Umstand, daß ein allgemeines Gerücht von baldiger Auswechslung der Gefangenen sprach, eine Begebenheit, die sich täglich und plötzlich ereignen konnte. Eine schnelle Abreise mußte dann den günstigen Erfolg von Fritzens Erklärung noch zweifelhafter machen, denn die Erfahrung lehrt, daß eines Mädchens Jawort leichter zu entlocken ist, wenn man ihm einen langen Brautstand verspricht, und ihm Zeit läßt, sich in die neue Lage zu denken. Ueberraschung konnte Alles verderben.

Das, und noch weit mehr, predigte Wilhelm seinem blöden Freunde täglich vor, auch mangelte es Fritzen nicht an Ueberzeugung, sondern an Muth, den keine Predigt zu geben vermag. Eines Abends, als sie in der Dämmerung den Heimweg langsam dahin schlenderten, gerieth Wilhelm auf den Einfall, ihm durch Etwas, dessen bloße Möglichkeit einen Liebhaber zur Verzweiflung treiben kann, neue Spannkraft zu geben. „Wie, „sprach er, wenn du durch dein Zögern die Un„schuld und Keuschheit deiner Geliebten in Gefahr „setztest? wie wenn eine Horde zügelloser Bauern, „durch irgend eine nichtswürdige Veranlassung — „die sich zwar nicht voraussehn, aber bey dieser

„Gährung täglich befürchten läßt — abermals in „Babets Wohnung geschleudert würde? — das „Erstemal beschirmte sie der gräßliche Anblick der „Leiche ihres Vaters, was aber würde jetzt vor „viehischen Mißhandlungen sie schützen?“ —

Fritz blieb stehn, sah ihn starr an, und bebte.

„Und wer steht dir dafür,“ fuhr Wilhelm fort, „daß in dem Augenblicke, wo wir hier ru„hig wandeln —“

„Um Gottes Willen! schweig!“ rief Fritz mit bebenden Lippen: „du hast gesiegt! hier ist meine „Hand — so wahr das Siebengestirn da über uns „flimmert! und so wahr Gott hoch über dem Sie„bengestirn thront! Morgen sage ich ihr Alles! —“

Wilhelm empfieng Schwur und Handschlag seines Freundes. Um ihm den kühnen Schritt zu erleichtern, versprach er, morgen unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zu Hause zu bleiben. Fritz eilte nun, wie ein Träumer, in weiter Entfernung vor ihm her. Dachte sich zu den Füßen seines Mädchens, suchte Worte für seine Leidenschaft, und fand, daß entweder Babets Sprache arm, oder er im Französischen ein Stümper sey.

Kaum hatten sie ihre Wohnung erreicht; kaum hatte sich Wilhelm dem Ersten Schlummer, und Fritz den süssen Träumen der Liebe überlassen, als heftig an das Haus geklopft, und bald darauf die Thür von dem Wirth geöffnet wurde. Ein Haufe von Menschen polterte ungestüm die Treppe her-

auf, ein Kommando Soldaten trat in das Zimmer. Wilhelm fuhr aus dem Schlaf empor, rieb sich die Augen, und wuste nicht, wie ihm geschah. Ein Offizier von der Nationalgarde, seines Handwerks ein Fleischer, verkündete ihnen mit rauher Stimme: daß die Zahl der Kriegsgefangenen in dieser kleinen Stadt sich allzusehr angehäuft; daß man unruhige Bewegungen bemerkt, und die Municipalität daher für dienlich erachtet habe, die Hälfte ihrer Gäste dem nächsten Departement abzuliefern. Lieutnant Perlstädt stehe auf seiner Liste, und werde sich daher gefallen lassen, ihm sogleich zu folgen.

Fritz erstarrte. Wilhelm faßte sich, und äußerte die Hoffnung, daß man wenigstens ihn nicht von seinem Freunde trennen, sondern sie beyde vereint an den neuen Ort ihrer Bestimmung bringen werde.

„Solche Freundschaften zu trennen, ist eben die Absicht der Municipalität," versetzte der Offizier hämisch, und bat zu eilen, weil er noch mehrere Gefangene aus ihren Betten holen müsse. „Um des Pöbels willen," setzte er hinzu; „der „jeden Fremdling haßt, mögen Sie es unserer „Obrigkeit Dank wissen, daß sie befahl, Sie bey „Nacht aus den Thoren zu bringen."

Wilhelm begriff leicht, daß jede Widersetzlichkeit hier fruchtlos seyn würde. Fritz war zu betäubt, um irgend etwas veranstalten zu können. Wilhelm packte seines Freundes wenige Habselig-

keiten zusammen, und raunte ihm ins Ohr: „Fasse Muth! ich werde an deiner Statt morgen „mit Babet sprechen.“

Stumm lag Fritz in Wilhelms Armen; stumm wanderte er, von Grenadieren umgeben, durch die öden Straßen; am Thore fand er den Haufen seiner Reisegefährten bereits versammelt, betäubt wankte er zwischen ihnen fort, und nur dann erst erleichterte ein Seufzer seine Brust, als sie in der Stille der Nacht vor Babets Wohnung vorüberzogen.

Eilftes Kapitel.

Das Fieber.

Die schöne Traurende nahm die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Liebhabers nicht gleichgiltig auf; denn ungerechnet, daß ein Jüngling, dem ein Mädchen Alles ist, für die strengste Schöne doch immer Etwas seyn muß, empfand Babet auch wirklich das herzlichste Wohlwollen für Fritz, und wer weiß wie weit dieß Gefühl, dem sie sich ohne Mißtrauen überließ, sie noch geleitet haben würde, hätte nicht Wilhelms Gegenwart, ihm und ihr selbst unbewußt, jede sanftere Regung für seinen Freund erstickt.

Der Schmerz über die Trennung von Fritzen

war mehr eine Theilnahme an Wilhelms Kummer, ja, wir wollen bekennen, daß sogar eine Mischung von geheimer Freude hinzu kam, weil sie in Zukunft mit Wilhelm, ohne einen so scharf sehenden Zeugen, als Liebhaber gewöhnlich sind, umgehen würde. Doch glaube man ja nicht, sie habe diesen Gedanken laut gedacht; nein, nur ein dunkles Gefühl, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft ablegte, oder ablegen mogte.

Mit der kindlichsten Unbefangenheit legte sie auf Spaziergängen ihre Hand in die Seinige; oder schmiegte sich näher an ihn, wenn ein rauher Herbstwind über die Stoppeln fuhr; oder ließ sich von ihm über einen von Regenwasser zusammen gelaufenen Bach tragen; oder riß ihm ängstlich das Glas aus der Hand, wenn er erhitzt war und einen hastigen Trunk thun wollte; — kurz, sie gab ihm unwillkührlich so manche Beweise ihrer unschuldigen Neigung, und die aufglimmende Liebe lieh ihrer verführerischen Gestalt so viele neue Reize, daß es ganz der unendlichen Liebe für Hannchen und der biedern Freundschaft für Fritzen bedurfte, um nicht zwischen diesen Blumen in einen gefährlichen Schlummer gewiegt zu werden.

Noch nie vielleicht hatte er eine schwerere Prüfung bestanden. Mit den Irrgängen des menschlichen Herzens bekannter als Babet, wagte er es hinab zu steigen — konnte sich es nicht verheelen,

daß

daß die Schönheit und Unschuld dieses Mädgens ihn mächtig anzogen — zitterte — und beschloß, um der Gefahr desto schneller auszuweichen, die Entdeckung der ihm anvertrauten Wünsche zu beschleunigen.

Er kehrte sich nicht daran, daß Babet ein solches Gespräch vermied, und, wenn sie es nicht vermeiden konnte, abbrach; sondern erklärte ihr mit Zudringlichkeit und Feuer: daß es in ihrer Macht stehe, seinen Freund, und durch jenen auch ihn zu beglücken. — Babet hatte auf Alles, was Wilhelm zu Gunsten des Abwesenden mit unerschöpflicher Beredsamkeit vorbrachte, nur Eine Antwort:

„Liebe ich ihn denn?“ fragte sie erröthend, indem sie den Schleyer ihrer langen Wimpern vor die feuchten Augen zog. „Liebe ich ihn denn?“ — wiederholte sie glühend, indem sie den glücklicheren Fürsprecher mit einem schmelzenden Blicke ansah, und ihn errathen ließ, was er nicht errathen durfte. — Kurz, der Freywerber mußte mit dem zweydeutigen Versprechen vorlieb nehmen: sie wolle ihren Entschluß der Zeit überlassen, seinen Wünschen nicht entgegenkämpfen, sondern aufrichtig bekennen, so bald sie etwas mehr als Freundschaft für Fritzen zu fühlen anfange.

Seine Abwesenheit, und Wilhelms tägliche Gegenwart, waren freylich nicht im Stande, eine solche günstige Verwandlung zu bewirken. Und war-

um zog der Letztere sich nicht bescheiden zurück, da er nur zu deutlich merkte, daß sein Umgang der Geliebten seines Freundes gefährlich werde? — Ein paar Sophistereyen, von der Eitelkeit untergeschoben, verhinderten diesen nothwendigen Schritt. „Sie ist ganz allein," dachte er, „sie „hat keinen andern Beschützer als mich. Ich darf „es nicht wagen, die junge, hilflose Waise jedem „Zufalle Preiß zu geben. — Und dann das In„teresse meines Freundes. Muß ich nicht vielmehr „meine Besuche verdoppeln, um sie täglich von „seinen Vorzügen zu unterhalten, und so vielleicht „nach und nach ihr Herz zu entflammen?"

Ach! das mögte Alles noch hingehn; wenn er ihr nur wenigstens vertraut hätte, daß er verheyrathet, an ein geliebtes Weib vermählt, und wahrscheinlich auch schon Vater sey. Aber — wir müssen hier eine Schwachheit unsers Helden bekennen — eine Schwachheit, die er mit zwey Drittheilen seines Geschlechts gemein hatte — so gewiß er nämlich keinen Anspruch auf Babets Liebe machte; so fand er sich doch heimlich so sanft dadurch geschmeichelt, daß ihm eine solche Entdeckung von Tage zu Tage saurer wurde. Oft schon schwebte das entscheidende Wort auf seinen Lippen, aber Einer von Babets holden Blicken drängte es wieder zurück; und ob er gleich übrigens nicht das Geringste beytrug das Flämmchen zu nähren, so war es doch immer Hochverrath an Freund-

schaft und Liebe, es nicht auszulöschen. Ferne sey es daher von uns, den Schwächling vertheidigen zu wollen, über den seine Eitelkeit den Meister spielte.

Er selbst wagte es nicht, sich vor dem Richterstuhle seines Gewissens zu vertheidigen; er selbst quälte sich mit bittern Vorwürfen, und rüstete sich täglich mit frommen aber ohnmächtigen Entschlüssen, bis noch zu rechter Zeit ein guter Engel ihm zu Hilfe eilte.

Als er eines Abends in tiefen Gedanken auf sein Zimmer trat, fand er einen Brief von Hannchen auf dem Tische. Er erröthete, drückte die wohlbekannten Schriftzüge an seine Lippen, und entsiegelte hastig. Sie meldete ihm ihre glückliche Niederkunft, beschrieb ihm den holden Knaben — ihre Mutter-Freude — ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vater — und das Alles herzlich! in dem ganzen Briefe nicht eine Spur von Argwohn, überall die Merkmale des liebevollsten Zutrauens, das auch den entferntesten Gedanken an Möglichkeit der Untreue mit Unwillen verwarf — ha! das wirkte mächtig auf den edlen Bestrickten; eine Thräne zitterte in seinem Auge, er hob feyerlich die Rechte empor, und schwur, allein mit Gott und seinem Gewissen, diesen Brief in der Hand, morgen vor Babet zu erscheinen.

Und wahrlich! er hätte Wort gehalten; aber das launige Schicksal war noch nicht müde, den

Knoten immer mehr zu verschürzen; denn Wilhelm erwachte sehr früh, von einem Fieberfrost geschüttelt, den er sich durch Verkältung am gestrigen feuchten Herbstabend zugezogen hatte. Anfangs achtete er dessen nicht. Er wollte aufstehn und sich ankleiden, aber kaum hatte er sein Lager verlassen, als das Fieber ihn heftiger packte, und Schauer auf Schauer ihn nöthigten, das Bett wieder zu suchen.

Es war nur ein einziger Arzt in dem Städtchen, der mit Wilhelms Ungeduld in einen Bund trat, die unbedeutende Krankheit zu verschlimmern, und schon am fünften Tage fühlte sich der Kranke durch überhäufte Arzney so entkräftet, daß er sein Vaterland nie wieder zu sehen befürchtete.

Als Babet einige Tage vergebens ihren Freund erwartet hatte, sandte sie einen Bauerknaben nach der Stadt, um Erkundigung einzuziehn. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher der heimlich Geliebte schwebte, versetzte sie in unaussprechliche Angst. Hundertmal stand sie im Begriff an sein Lager zu eilen, hundertmal hielt die jungfräuliche Schaamhaftigkeit sie zurück. Jetzt fühlte sie, und gestand es sich zum Erstenmale, wie lieb ihr Wilhelm sey, und daß nur um seinetwillen das Leben neuen Reiz für sie gewonnen habe. Täglich mehr als Einmal muste der Bube nach der Stadt rennen und Botschaft bringen. Die Ungeduld, mit der sie seine Rückkunft erwartete, die

fragende Aengstlichkeit, mit der sie ihm entgegen sah, waren die sprechendsten Verräther ihrer um sich greifenden Leidenschaft.

Wilhelms Krankheit, ohne eben gefährlich zu seyn, zog sich in die Länge; es blieb etwas Schleichendes zurück, das ihn immer mehr und mehr entkräftete. Er wankte nach einigen Wochen zwar wieder im Zimmer umher, aber er konnte noch keine Treppe steigen, und durfte es nicht wagen, sich der rauheren Herbstluft auszusetzen. Indessen gab er seiner besorgten Freundin immer hoffnungsvolle Nachrichten und hatte sich so an die Erscheinung des kleinen Boten gewöhnt, daß er um die Stunde, wenn jener zu kommen pflegte, immer am Fenster stand, und ihn mit Verlangen erwartete.

Plötzlich blieb der Knabe aus. Er kam nicht des Morgens, er erschien nicht am Abend. Das befremdete Wilhelmen den ersten Tag; den zweyten beunruhigte es ihn; den dritten versetzte es ihn in Angst, und am vierten war es ihm unmöglich, länger in dieser quälenden Ungewißheit zu bleiben. Er warf einen Oberrock um, stützte sich auf eine Krücke, und wanderte, von einem drohenden Nebel umflossen, mühsam die wohlbekannte Straße.

Als er Babets Wohnung von ferne erblickte, klopfte ihm das Herz; aber er trug seinen Talisman, Hannchens Brief, im Busen, und es war

nur freundschaftliche Besorgniß, die dieß ängstliche Pochen verursachte. Die Erwartung verdoppelte seine Kräfte und Schritte. Er trat mit umherschweifenden Blicken in die Pforte; er gieng durch den öden Hof; er keuchte die Treppe herauf, fand alle Thüren im Hause offen, aber alle Zimmer leer. Da war keine Spur von Babet oder ihrem Mädchen; da verrieth kein Laut ein lebendes Geschöpf.

„Vielleicht,“ dachte er, „hat wieder irgend „ein Tumult sie genöthigt, in dem Gewölbe Si„cherheit zu suchen.“ Er wagte es, ohne Licht, hinunter in den Keller zu tappen, und mit den Händen die Gegend zu suchen, wo der Eingang des Gewölbes mit lockern Steinen verwahrt war. Er fand ihn, und lispelte leise — dann lauter und immer lauter: Babet! ich bin es! es ist ihr Freund! — Vergebens! Alles stumm.

„Möglich,“ so tröstete er sich wieder: „daß „die Einsamkeit ihren Hang zur Schwärmerey „erneuert hat. Vielleicht finde ich sie in der Grot„te.“ — Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, in der Dunkelheit den Rückweg zu finden. Er kam in den Garten, durchstrich den entlaubten Hayn, gieng leise über die kleine Brücke, stand vor der Grotte — und sah nichts als das Bild der Verwesung.

„Mein Gott!“ rief er, „was ist dem hilflosen „Geschöpfe widerfahren!“ — Er schweifte nun mit

sinkenden Kräften in der ganzen Gegend umher, besuchte die Einsiedeley, vergaß auch nicht die Ruinen des Thurms, zwischen denen er herum kletterte, rief Babets Namen überall — und immer vergebens!

Einmal täuschte ihn das Murmeln der Wellen, ein Anderesmal das Geräusch, welches ein Eichhörnchen im nahen Busche machte. Immer glaubte er Babet zu umfassen, immer trog ihn seine Hoffnung, und mit jedem Augenblicke verminderten sich seine Kräfte. Erschöpft sank er endlich unter die Linde im Vorhof, und überließ sich einer Gedankenlosen Betäubung. „Ist denn kein „barmherziger Mensch in der Nähe, der mir Auskunft geben könnte! — Mögte doch nur der kleine „Bote erscheinen!“ — Vergebens! sein Wunsch blieb unerhört, und die hereinbrechende Dämmerung zwang ihn endlich, den Rückweg anzutreten, ohne auch nur irgend eine wahrscheinliche Vermuthung zum tröstenden Geleitsmann mitzunehmen.

Von trüben Ahndungen gemartert, von dem Gedanken an die Verzweiflung seines Freundes gefoltert, näherte er sich mit gesenktem Haupte den Thoren der Stadt, als ihm ein Bauerknabe mit einem: allons enfans de la patrie! entgegen kam, und durch den muntern Gesang ihn aus seinen Träumen weckte. Er blickte auf — es war der kleine Bote. „Ha! rief er hastig ;„wo ist die Da-

„me geblieben, die seit einigen Wochen dich täg„lich zu mir sandte?“

„Die Dame?“ versetzte der Bursche gleichgiltig: „ich weiß es nicht. Vor drey Tagen bestellte „sie mich, wie gewöhnlich, auf den Andern Mor„gen; als ich aber zu ihr gieng, war sie ausge„flogen; ich fand Niemanden im ganzen Hause.“

Mehr war aus dem Buben nicht zu bringen, denn — er wuste selbst nicht mehr. Der lästigen Fragen müde, rückte er seinen Hut, fieng wieder an zu singen, und gieng seiner Wege.

Zwölftes Kapitel.

Die Feuersbrunst.

Babets plötzliches Verschwinden hatte einen so tiefen Eindruck auf Wilhelm gemacht, daß er sich kränker als jemals fühlte; und er würde vielleicht einem gefährlichen Rückfall nicht entgangen seyn, wenn er nur Zeit gehabt hätte an sich selbst zu denken, und wenn er den Rath seines Arztes hätte befolgen mögen, der ihn antrieb das Bette zu hüten; denn nirgends wird man leichter krank, und kränker als im Bette. So aber vergaß er sich selbst, grübelte unaufhörlich über das Schicksal seiner Freundin, und trieb sich auf allen Landstraßen herum, um etwas von ihr zu entdecken; wo,

bey denn frische Luft und Bewegung dem Arzte den boshaften Streich spielten, seinen Patienten ohne alle Arzney wieder herzustellen.

Aber sein Gewissen kränkelte und war sehr empfindlich bey der leisesten Berührung. Zu der Schuld, die es wirklich trug, kam noch eine Andere, die es erfinderisch sich selbst aufbürdete, und von der es nicht minder heftig genagt wurde. Wenn nämlich, nach langem Sinnen und Grübeln, Wilhelm keine Ursache von Babets geheimnißvoller Flucht errathen konnte, so flüsterte ihm am Ende die Eitelkeit zu: sie sey vor ihm geflohen, um von der lindernden Zeit eine Wunde heilen zu lassen, die, wie seine Kälte ihr verrieth, die Liebe nicht heilen wollte.

Ach! hätte er ihr doch nur früher gesagt, daß er vermählt sey! es wäre nie so weit gekommen! — wenn ein Wanderer, der Wege unkundig, einem düstern Walde naht, und eine Heerstraße findet, so geht er mit Zuversicht weiter; auch ein Fußsteig kann ihn locken; ist aber nirgends weder Weg noch Steg, so kehrt er um. Eben so mit dem Labyrinth der Liebe, in welchem Amors Strauchdiebe lauern, durch welches aber auch Hymens große Heerstraße führt. Ist diese versperrt, so sucht irgend ein Werther wohl einen verbotenen Fußsteig; ein frommes Mädchen aber kehrt um und flieht, so lieblich auch Amors Buben auf Nachtigallspfeifen locken mögen. — Ge-

wiß hätte Babet ihre Leidenschaft bekämpft! gewiß wäre sie schon die Braut seines blöden Gefährten, wenn nicht kindische Eitelkeit — ach! wie ihn das schaamroth vor sich selbst macht! — und wahrlich! die schlimmste Gattung der Schaamröthe ist diejenige, die uns ohne Zeugen überrascht.

Wo sollte er nun nach Babet fragen? — wo sollte er Erkundigung von ihr einziehn? — es war sogar gefährlich mit allzuraschem Eifer nach ihr zu forschen. Die Schritte der Gefangenen, ihre Reden und Gespräche wurden belauert; Babet gehörte zu einer verhaßten Familie; das warme Interesse, welches er für sie äußerte, konnte den Verdacht einer geheimen Verbinbung erwecken, und eine geheime Verbindung war in jenen Zeiten auch immer eine Verschwörung. Er durfte sich also nur hingeworfene Fragen erlauben, oder durch Umwege zu seinem Zwecke schleichen; aber die kargen Antworten, die er auf diese Weise erhaschte, brachten kein Licht in seine Finsterniß. — Er schwieg endlich, und erwartete vom Zufall die Auflösung des Räthsels.

Um solch einem Zufall wo möglich die Hand zu bieten, schweifte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der ganzen Gegend nach allen Richtungen umher, versäumte auch nicht, von Zeit zu Zeit Babets Wohnung zu besuchen, die er jedoch immer öde fand.

Eines Abends, als er müde durch ein Dorf

wanderte, um seine abermals getäuschte Hoffnung unmuthig nach Hause zu tragen, hörte er, als er kaum das Dorf im Rücken hatte, plötzlich Feuer schreyen! Er wandte sich, und erblickte ein Bauerhaus in vollen Flammen, die so schnell um sich griffen, daß, ehe noch Wilhelm nahe hinzu eilte, die Nachbars-Häuser schon ergriffen waren. Die Einwohner liefen von allen Seiten herbey, es rettete was retten konnte, und Wilhelm half treulich fortschleppen, was ihm unter die Hände fiel. Bald lud er einen vollen Schrank auf seine Schultern, den nur die Angst zu tragen ihm Kräfte lieh; bald krümmte er sich unter einem schweren Kasten mit Linnenzeug; bald stand er, um Athem zu schöpfen, am Brunnen und zog die Wassereymer auf. — Die Flamme wüthete immer fort, das Feuer prasselte, die Rettenden schrien, die unglücklichen Eigenthümer heulten, die Sturmglocke tönte dazwischen.

Plötzlich drang durch das fürchterliche Getöse ein schneidendes Gekreisch in Wilhelms Ohr. Er machte sich Platz nach der Gegend, aus welcher die Jammertöne schallten, und erblickte ein junges Weib, das sich am Boden krümmte. Sie war auf dem Felde und arbeitete, als das Feuer ausbrach; sie stürzte athemlos herzu, und fand ihre Hütte in Flammen. Einen Säugling ließ sie in der Wiege, und einen Knaben von acht Jahren neben der Wiege, sein Schwesterchen zu bewachen. Beyde

waren nirgends zu finden — die Flamme verwehrte jeden Zugang — das Dach drohte bereits den Einsturz.

Das Weib lag am Boden, und raufte sich die Haare aus, und schrie, daß es die Herzen der Umstehenden durchschnitt: meine Kinder! meine Kinder! mein Anton! meine kleine Babet! — Wilhelm konnte dieß gräßliche Schauspiel nicht ertragen. Ohne Ueberlegung — denn auch die kleinste hätte, bey der augenscheinlichen Gefahr, ihn von der raschen That zurückgehalten — ohne Ueberlegung stürzte er in die Flamme.

Die Umstehenden schauderten — die Mutter richtete sich auf ihre Kniee, und hob die Hände betend gen Himmel — Worte vermogte sie nicht zu stammeln — sie schrie nur — und Gott hörte dieses Schreyen! — Mit dem kreischenden Buben in Einem Arm, mit dem schlummernden Säugling in dem Andern, kehrte der Retter nach einer halben Minute zurück, und stürzte, von Rauch und Dampf fast erstickt, ohnmächtig zu den Füssen der winselnden Mutter.

Ihre Freude gieng in den rührendsten Wahnsinn über. Sie drückte die Kinder heftig an ihre Brust — lachte, weinte, betete — kroch dann zu Wilhelm, küßte ihm die Füsse — badete ihn in Thränen — segnete ihn! — dann hob sie den Säugling zitternd gen Himmel, und befahl dem

Knaben die Hände zu falten: Bete! bete für unsern Wohlthäter!! — Greise standen umher, Zähren hiengen an den grauen Wimpern; sie zogen ihre Mützen ab, als Wilhelm die Augen wieder aufschlug, und betrachteten ihn mit Ehrfurcht als ein höheres Wesen.

Die Flamme war gelöscht, kein Mensch hatte das Leben verloren, und Wilhelm war der Einzige, der sehr übel zugerichtet da lag, unvermögend sich nach Hause zu schleppen. — „Edler „Fremdling!“ sagte das Weib, „ich wollte dich „gern in meine Hütte führen, aber ich habe keine „mehr!“ — Komm zu mir! komm zu mir! tönte es von allen Seiten. Man stritt sich um die Ehre den Fremden zu beherbergen, der so großmüthig sein Leben wagte. Ein Greis erhielt endlich den Vorzug, weil sein Haus das nächste war. Man trug ihn sanft dahin, man legte ihn auf ein Bett, und holte geschäftig Alles herbey, was zu Linderung seiner Schmerzen, und zu seiner Erquickung dienen konnte.

Das dankbare Weib wachte die Erste Nacht bey ihm. Sie saß, mit dem Säugling an ihrer Brust, vor seinem Bette, und sandte leise Gebete für seine Genesung gen Himmel. Man hatte ihm eine Salbe von Baumöl und süsser Sahne, mit etwas Bleyweiß vermischt, auf die verbrannten Stellen gelegt, ein Mittel, welches die Schmerzen so kräftig linderte, daß er gegen Mitternacht

entschlummerte, und am andern Morgen erst spät ziemlich gestärkt erwachte.

Süsses Erwachen! wenn der Erste Gedanke an einer guten That von gestern hängen bleibt. — Süsses Erwachen! — Die glückliche Mutter saß vor ihm, und lächelte ihn unaussprechlich heiter an. Sie reichte die kleine Babet ihm hin, als wollte sie sagen: „sieh da das harmlose Geschöpf! „es lebt durch dich!“ — Der liebe Name Babet weckte angenehme Erinnerungen in ihm, so wie er vielleicht gestern, als die Mutter ihn kreischend aussprach, ihm unbewust die rasche That bewirken half.

Er erfuhr jetzt, daß der Gatte des jungen Weibes und sein Bruder unter der Nationalgarde dienten; daß sie vor Kurzem zu einer Expedition kommandirt worden, von welcher man sie täglich zurück erwarte, und daß sie, durch die Feuersbrunst verarmt, nichts schmerzlicher empfinden würde, als die Unmöglichkeit ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Mit der zärtlichsten Sorgfalt wurde Wilhelm so unermüdet gepflegt, daß er nach wenigen Tagen im Stande war, seinen gutherzigen Wirth zu verlassen. Segenswünsche schallten ihm von allen Seiten nach. Das junge Weib begleitete ihn bis vor das Dorf, wollte beym Abschied seine Hand küssen, und bat ihn schluchzend sie nicht zu vergessen, sondern so oft sein Weg ihn hier vorbey.

führe, bey ihr einzusprechen, und sich seiner edlen That zu freuen.

Er versprach, sie bald wieder zu besuchen, schüttelte ihr herzlich die Hand, und im Geleite des süssen belohnenden Gefühls, der Wohlthäter einer wackern Familie geworden zu seyn, gieng er leicht und munter nach Hause.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Reisepaß.

Während Alles dieß auf dem Tummelplatze der Freyheit sich zutrug, erlöste die Natur einen kleinen Gefangenen, der schon lange mit Sehnsucht erwartet wurde. Hannchen gebahr einen Knaben — schön wie ein Maytag würde ich sagen, wenn die Maytage nur immer schön wären. Also geschwind etwas bestimmteres: der kleine Wilhelm war so schön, als jede Mutter ihren erstgebohrnen Sohn hält. Hannchen fand ihn, wie es bey den Müttern gebräuchlich ist, schon in den ersten vierzehn Tagen sehr vernünftig; sie allein sah ihn lächeln; sie allein erblickte in seinem kaum sichtbaren Näschen die Anlage zu der Habichtsnase ihres Gatten; sie wollte bemerkt haben, daß er sie schon kenne; daß er die Hände nach ihr ausstrecke — kurz, der Knabe war ein kleines Wun-

der, wie denn die ganze Welt, wenn man den Müttern glauben dürfte, mit solchen Wundern bevölkert seyn würde.

Die Freude über die Geburt des Knaben wurde dem armen Hannchen gar sehr durch die Nachricht von Wilhelms Gefangenschaft verbittert. Zwar gereichte es ihr zu einigem Troste, daß weder Säbel noch Feuerschlünde mehr seinem theuren Leben drohten, und daß sie ohne Zittern von gelieferten Schlachten hören und lesen durfte; aber schwebte der Geliebte drum nicht doch in tausend Gefahren, die vielleicht schwerer abzuwenden seyn mogten, als das Bajonett eines Grenadiers im offenen Felde? — lebte er nicht in einem Lande, wo ein aufgeregter Verdacht zum erwiesenen Verbrechen wurde? und wo der Pöbel Todesurtheile sprach und vollzog? — Gesetzt aber auch, er entgieng durch kluge Vorsicht den immer wachen Argwohn, konnte er nicht krank werden? — ein ungewohntes Klima, Sehnsucht, Langeweile, Alles das konnte ihn auf das Siechbett werfen, und wer nahm sich dann seiner an? — wer bewachte und pflegte ihn? — wer reichte ihm die Arzney zu rechter Stunde? — Bezahlte Miethlinge! die vielleicht ihn gern sterben liessen, um den todten Fremdling zu berauben. — Hat er nicht eine Gattin, die Pflicht und Liebe zu ihm rufen? — die Reise ist gefährlich — scheut die Liebe auch Gefahr? — die Reise ist mit Schwierigkeiten und

Beschwerden verknüpft — kennt die Liebe dergleichen? — fragte Wilhelm einst so, als er aus dem Lager nach Münster ritt? — Aber die Mutter muß ihr neugebohrnes Kind zurücklassen — ach! freylich, diese Bedingung ist die härteste! — Das kleine süsse Geschöpf ist ihr so unendlich theuer! fast so theuer als sein Vater! — ihr Herz kämpft — und entscheidet für ihn, für ihn der sich durch grenzenlose Liebe ein Recht auf jedes Opfer erwarb.

Hannchen traf die mütterlichsten Anstalten zur sorgfältigsten Pflege ihres Kindes. Sie übergab es einer Predigerwittwe, ihrer Freundin und Nachbarin; sie ließ es unter der Obhut einer Amme, einer wackern Bürgerfrau, die den Knaben wie ihr eignes Kind liebte. Der Augenblick der Trennung war fürchterlich, aber sie riß sich los, und gehorchte der heiligern Pflicht. Von Niemanden als dem treuen Peter begleitet, trat sie die Reise an, und kam glücklich bis nach Paris, damals dem Schauplatze von Robespierres Greuelthaten.

Sie hatte die Vorsicht gebraucht, sich arm zu stellen, und Peter sah aus wie ein ächter Sansculotte, daher genoß sie den wünschenswerthesten Vorzug jener Zeit, nämlich den, unbemerkt zu bleiben. — Bis hieher hatte sie ein schützender Genius geleitet, aber nun häuften sich Schwierigkeiten, die einem hilflosen Frauenzimmer schwer zu überwinden wurden. Mehrere Wochen war sie in Paris, ehe sie nur Einmal erfahren konnte, an

wen sie sich zu wenden habe, um einen Paß zu erhalten, der sie sicher in das Innere von Frankreich geleite. Man schickte sie von einem Büreau zum Andern, nirgends behandelte man sie mit der ihrem Geschlechte schuldigen Achtung. Hier gab sich ein Schneider vornehme Airs; dort spöttelte ein Peruckenmacher mit der dreyfarbigen Schärpe angethan; hier wurde sie von einem Secretair persiflirt, und dort von einem Schreiber angefahren. Die es noch am besten mit ihr meynten, riethen ihr, durch allzugroße Zudringlichkeit nicht Argwohn gegen sich zu erregen, und vertrösteten sie immer auf den andern Morgen.

Man denke sich in die Lage eines armen hilflosen Weibes, das allein, in einer großen Mördethöle, unkundig der Gefahren, überall auf schlüpfrigem Boden wandelt, nichts von den Formen weiß, die es zu beobachten hat, und unter einer Million Egoisten, keinen guten Menschen findet, der es freundlich zurecht wiese; — das mit glühender Ungeduld nach der Vereinigung mit dem geliebten Gatten strebt; jeden Morgen seine Wohnung hoffnungsvoll verläßt, heute endlich Ziel und Lohn der liebevollen Beharrlichkeit zu finden, und sie jeden Abend müde und kummervoll wieder betritt. So waren abermals mehrere Wochen fruchtlos verstrichen, und die immer getäuschte Hoffnung fieng an der Verzweiflung Raum zu machen.

Eines Morgens, als sie wieder von Straße zu Straße, von Büreau zu Büreau gewandert war, und überall vergebens Menschlichkeit unter den rothen Mützen gesucht hatte, verlohr sie sich endlich erschöpft in dem Garten der Tuillerien, sank dort auf eine Bank, und weinte, ohne sich an die Vorbeygehenden zu kehren, bitterlich über ihr Schicksal. Manche blieben stehn und begafften sie einen Augenblick; manche giengen vorüber, des täglichen Schauspiels der Thränen schon gewohnt. Keiner fragte: Armes Weib! was fehlt dir?

Jetzt schwebte eine schöne, griechisch gekleidete Dame die Allee herauf. — Hannchen bemerkte sie nicht. Die Dame betrachtete sie mit Theilnahme, hielt sich zwar nicht bey ihr auf, sah aber einigemal nach ihr zurück. In einer kleinen Entfernung kehrte sie um, gieng zum zweytenmale an der Weinenden vorüber und flüsterte ihr schnell zu: „Weinen Sie nicht, mein Kind! Thränen sind hier „Verbrechen."

Hannchen schaute empor — sie konnte kaum noch das holde Profil der schönen Unbekannten gewahr werden; aber diese Züge waren so mit Menschlichkeit und Güte verschmolzen, daß die arme Verlassene schnell ein Zutrauen faßte. Sie sprang auf, folgte der Dame, und rief ihr ängstlich nach: „Ach Madam! erbarmen Sie sich einer hilflosen „Fremden!"

Das holde Geschöpf kehrte sich schüchtern um, und sagte hastig: „Nicht hier! nicht hier! kom„men Sie gegen Abend in die Straße St. Ho„noré, und fragen Sie in dem Hause Numero 27. „nach Therese Kabarrus."

Die Grazie verschwand, doch ihre Worte blieben tief in Hannchens Gedächtniß. Mit Ungeduld erwartete sie den Abend, die Hoffnung beflügelte ihre Schritte; mit heiterem Vertrauen erschien sie vor der liebenswürdigen Therese.

„Verzeihen Sie, Madam," sagte das holde Geschöpf, „verzeihen Sie, daß ich Sie diesen „Morgen abzuweisen schien; aber Sie wissen nicht, „wie gefährlich es hier ist, Theilnahme für Un„glückliche zu zeigen. Hier sind wir allein. Ver„trauen Sie mir Ihre Noth. Ihre Gestalt, und „der Ausdruck des Kummers in Ihren Blicken „hat mir den Wunsch eingeflößt, Ihnen nützlich zu „werden. Ich habe einigen Einfluß. Reden Sie „frey."

Ach! solch eine Stimme! solch eine freundliche zuvorkommende Güte war Hannchens Ohr und Herzen fremd geworden. Sie brach in Thränen aus, aber es waren Thränen wehmüthiger Freude. Die ungekünstelte Erzählung ihrer einfachen Geschichte rührte Theresen; sie behielt das gute Weib, mit dem sie sich verschwistert fühlte, zum Abendessen bey sich, und setzte sich dann, um ein Billet zu schreiben. Nachher unterhielt sie ihren Gast

mit ungezwungner Munterkeit, und vermied es sorgfältig, irgend eine Saite zu berühren, die nicht mit frohem Scherz im Einklang stand. — Hannchen, von neuer Hoffnung beseelt, vergaß ihre überstandenen Leiden. Was Therese sprach, war so gut und fein ausgedrückt, daß selbst ein Frauenzimmer ihr seine Aufmerksamkeit nicht versagen konnte. Die wenigen Stunden bis zur Mahlzeit flossen sanft und schnell vorüber. Man setzte sich zu Tische, und als Hannchen die Serviette aufhob, lag der Reisepaß auf ihrem Teller.

Vierzehntes Kapitel.

Der Maire.

Stillen Segen hauchte die glückliche Pilgerin über ihren Schutzengel aus, als die Barrieren von Paris sich hinter ihr schlossen. In süsse Träume versunken, drückte sie sich in den Winkel ihres Reisewagens; die lieblichsten Landschaften flogen unbemerkt an ihr vorüber, indessen Peter auf dem Kutschbock mit froher Behaglichkeit sein Morgenbrod verzehrte. Nirgends wurden sie angehalten. Zwar muste Hannchen wohl zwanzigmal des Tages ihren Paß vorweisen, aber überall gab man ihr denselben mit scheelen Blicken zurück, weil auch der gierigste Spürhund nichts Anstößiges darin finden konnte.

Die eilende Gattin, von heißer Sehnsucht getrieben, vergönnte sich keine Ruhe, keine Erholung; schon war der dritte Tag angebrochen, und nur auf kurze Augenblicke hatte ein unruhiger Schlummer sie im Wagen heimgesucht. Jetzt breitete sich eine ansehnliche Stadt vor ihren Blicken aus, wo sie sich vornahm, bis zum andern Morgen zu verweilen, und ihre erschöpften Kräfte wieder zu sammeln.

Als sie durch das Thor fuhr, hörte sie Lärm in den benachbarten Straßen, dessen sie Anfangs nicht achtete; aber als sie sich dem Marktplatz näherte, sah sie eine ungeheure Menge Volks, die von allen Seiten zusammen strömte. Ihr wurde bange, denn alles, was sie von Pöbelunfug gelesen und gehört hatte, stand plötzlich lebhaft vor ihrer Seele.

Ach! zu einer bösen Stunde hatte sie die Ringmauern dieser Stadt betreten. Es wäre wohl überflüssig zu erzählen, wie diese Gährung entstanden war. Der Pöbel gleicht dem Sand in der Wüste, den anfangs nur ein kleiner Windstoß spielend im Kreise herumjagt, der nach und nach, immer tiefer und tiefer aufgeregt, zur fürchterlichsten Säule sich empor wirbelt, Bäume mit sich fortreißt, Menschen begräbt und Häuser verschüttet.

Es hatte einmal wieder irgend ein Jacobiner das Raubsystem von gleicher Vertheilung der Glücksgüter gepredigt, hatte die armen Tagelöhner und

Tagediebe bey ihren nervigten Fäusten beschworen, es in Ausübung zu bringen, und der entflammte Pöbel war flugs hingezogen, ein Dutzend reiche Leute zu ermorden, und ihre Erbschaft unter dem Panier der Freyheit zu theilen.

Als Hannchen in die Stadt fuhr, gab man eben dem Volke das so oft, und endlich seit dem 9ten Thermidor satt gesehene Schauspiel der blutigen Piken zum besten. Der Wagen war plötzlich so ins Gedränge gerathen, daß er weder hinterwärts noch vorwärts konnte, und halten mußte. Hannchen bebte und erblaßte, als sie schon von ferne den tobenden Zug gewahr wurde, der, statt seiner vormaligen Heiligenbilder und Fahnen, jetzt die gräßlich verzogenen, abgesägten Häupter vor sich hertrug.

Peter saß und gaffte mit starren Augen und offenem Munde. Der hohe Kutschbock machte den armen Teufel wider seinen Willen zu einem auffallenden Gegenstande; als daher der bluttrunkene Haufe sich näherte, erlaubte sich einer der Panierträger den grausamen Muthwillen, ihm das zerfetzte Haupt vor die Nase zu halten, und zu verlangen, daß er es küssen solle. Peter verstand kein Französisch, er wuste also auch nicht einmal, w a s man von ihm verlangte, und der natürliche Abscheu lehrte ihn blos die Bewegung, das blutige Haupt mit beyden Händen von sich abzuhalten. Aber je mehr Widerwillen er äusserte, und je mehr

er in deutscher Sprache gegen jede Gewaltthätigkeit protestirte, je unbändiger wurde der Pöbel, je wüthender das gellende Geschrey: daß er gehorchen solle!

Hannchen sank ihn Ohnmacht. Man riß ihren treuen Diener vom Wagen herab, man mißhandelte, man zertrat ihn; es war um sein Leben geschehn, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Räuber sich von dem Knecht auf die Herrschaft im Wagen gewandt hätte. „Hieher Brüder! rief eine „krächzende Stimme: „hier ist eine Oestreicherin, „die kein Royalistenblut sehen kann.“ — Man riß den Wagen auf, man zog die Ohnmächtige heraus, durchsuchte ihre Taschen, beraubte sie ihres Geldes, nahm ihren Paß, zerriß ihn, und ließ die Stücke im Winde flattern.

Schon heulten tausend Stimmen ihr Todesurtheil; schon erbot sich ein schwarzbärtiger Unmensch, mit einem Beil in der Faust, das Henkeramt zu verwalten; als noch eben zu rechter Zeit ein junger ansehnlicher Mann, von einem Detaschement der Nationalgärde umgeben, sich durch den Haufen drängte, im Namen des Gesetzes Ruhe gebot, seinem Befehl durch drohende Bajonette Ehrfurcht verschaffte, und die Schlachtopfer befreyte. Der Pöbel zerstreute sich murrend.

Als Hannchen die Augen aufschlug, fand sie sich, von Soldaten umgeben, in den Armen eines Jünglings, der sie mit Wohlwollen betrachtete.

Er kündigte sich ihr als den Maire der Stadt an, und wünschte sich selbst auf eine so feine Art Glück, ihr Retter geworden zu seyn, daß Hannchen sogleich den gebildeten Mann in ihm erkannte. „Fassen Sie Muth, Madam," sagte er mit Ehrfurchtsvoller Herzlichkeit: „die Gefahr ist vorüber. Las„sen Sie sich gefallen, in meinem Hause abzutre„ten; meine Frau und ich werden alle unsere „Kräfte aufbieten, um Ihnen eine bessere Mey„nung von unserer Stadt beyzubringen."

Die Erwähnung einer Frau verdoppelte Hannchens Zutrauen; sie nahm sein Anerbieten mit Dank an; er hob sie in den Wagen, den die Garde umgab, und dem er selbst zu Fuße folgte. Der arme, zerschlagene Peter war nicht im Stande, den Kutschbock zu besteigen, sondern muste von zwey Grenadieren geleitet werden. Er hatte endlich begriffen, was man eigentlich von ihm verlangt hatte, und fluchte mit weinerlicher Stimme auf die seltsame Zumuthung. „Ich," sprach er zu seinen Begleitern, „der ich nie eine Dirne um„armte, und wäre sie die Schönste ihres Geschlechts „gewesen, ich bin wahrlich nicht in euer Land ge„kommen, um abgehauene Köpfe zu küssen." — Die Soldaten sahen ihn an und lachten, denn sie verstanden ihn nicht. — Es ist eine sehr bekannte, aber nie, auch von Kant nicht erklärte Sonderbarkeit, daß der ungebildete Mensch **lacht**, wenn er ein Ding **nicht versteht**. Die Gattin des

Maire empfieng die gerettete Fremde mit holder Freundlichkeit. Es wurden ihr niedliche Zimmer angewiesen, die mit allen Bequemlichkeiten versehen waren; man belastete die Tische mit allerley Erfrischungen; man bestürmte sie mit Bitten, davon zu geniessen; und als sie versicherte, daß ihr nichts als Ruhe mangle, zog man sich bescheiden zurück und ließ sie allein.

Ihr erstes Geschäft war, Gott knieend für ihre Rettung zu danken. Dann bediente sie sich eines einladenden Ruhebettes, das, von seidenen Vorhängen umgeben, in lieblicher Dämmerung da stand, entschlummerte sanft, und erwachte erst gegen Abend, kräftig gestärkt. Kaum hatte eine leise Bewegung ihr Erwachen verrathen, als die Frau vom Hause den Vorhang weg schob, sich freundlich nach ihrem Befinden erkundigte, und sie zur Abendtafel in einem Familiencirkel einlud.

Hannchen erschien im vollen Glanze ihrer jugendlichen Schönheit. Die Rosen, die der Schrecken von ihren Wangen gehaucht hatte, blühten wieder; durch erquickenden Schlaf und einen seligen Traum vom Wiederfinden ihres Gatten, war ein liebliches Feuer in ihrem Auge entzündet worden; jedermann huldigte ihr; alles drängte sich um sie; ein jeder war bemüht, ihr etwas verbindliches zu sagen, und vor allen zeichnete sich Beaudlanc aus, (so hieß der Maire) der sie auf das gefälligste

unterhielt, und ihren kleinsten Wünschen zuvor zu kommen strebte.

Hannchen würde sich unter diesen guten Leuten vergessen haben, wenn die Sehnsucht nach Wilhelm nicht mächtiger gewirkt hätte, als das Bedürfniß der Erholung. Gleich nach der Mahlzeit ersuchte sie ihren Retter Postpferde kommen zu lassen, um ihre Reise noch in dieser Nacht fortzusetzen. Ihre Bitte schien ihn zu verwirren; er stellte ihr vor, wie nöthig ihr die Ruhe sey; er rief einen Arzt auf, der sich eben in der Gesellschaft befand, seiner Vorstellung Gewicht zu geben; und als das die eilende Gattin noch nicht wankend machte, sprach er von Gefahren, denen sie sich aussetze, da der Pöbel noch immer um sein Haus schwärme; von Sicherheitsanstalten, die er für den andern Morgen treffen wolle; aber alles vergebens; Hannchen beharrte auf ihrem Entschluß, sogleich abzureisen.

Beaublanc fügte sich endlich ihrem Willen, und bat um ihren Paß, den er pflichtgemäß prüfen müsse. Hannchen fuhr schnell in die Tasche — aber wie groß war ihr Schrecken, als sie weder Paß noch Geld mehr fand, und die Hand leer zurückziehen mußte. — Ach Gott! rief sie erblassend — ach Gott! — mehr konnte sie nicht sagen — ihre Kniee wankten, sie muste sich setzen.

Der Maire schien die Nachricht von diesem unglücklichen Zufall nur mit erkünsteltem Bedau-

ren aufzunehmen, eine geheime Freude mahlte sich in seinen Blicken. Er tröstete die arme Beraubte, die mit starrem Auge da saß, und versprach ihr, auf der Stelle nach Paris zu schreiben, den Vorfall treulich zu berichten, und ihr einen neuen Paß zu verschaffen. Auch an Gelde solle es ihr nicht fehlen; er werde sich glücklich schätzen, wenn sie von ihm leyhen wolle. Er bat sie, während des kurzen Aufschubs sein Haus als das Ihrige zu betrachten, und indessen ihren Gatten durch Briefe auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Sie hörte Alles das in einer dumpfen Betäubung an, und konnte nur durch halbe Worte danken. Die Vorschläge waren freylich die annehmlichsten, die man in dieser Lage ihr machen konnte, und wenn das Schicksal Einmal beschlossen hatte, seine Tücke an ihr zu versuchen, so war es immer noch ein Glück, daß sie ein Haus fand, wo sie mit Anstand und Bequemlichkeit ausharren, und die böse Laune ihres Geschicks abwarten durfte. Sie wich also der eisernen Nothwendigkeit, und bat den Maire mit Thränen, seine versprochene Hilfe zu beschleunigen.

Er wiederholte die tröstliche Zusicherung, versprach noch diesen Abend einen Kurier abzufertigen, und empfahl indessen allen seinen Hausgenossen, der lieben Fremden Aufenthalt so angenehm zu machen, als ihre Lage es verstattete. „Mein Beyspiel, fügte er hinzu, soll euch vorleuchten."

Leider war dieß letztere auch das Einzige, worin er Wort hielt. Beaublanc gehörte zu den guten aber schwachen Menschen, die von neuen Reizen unwiderstehlich gelockt werden. Er besaß eine liebenswürdige Gattin, mit der er, vor ihrer Heyrath, einen langen Roman gespielt, und mit tausend Hindernissen gekämpft hatte, ehe er zu ihrem Besitz gelangt war. Er liebte sie noch; sein Herz gehörte ihr, aber seine Sinnlichkeit vermogte sie nicht mehr zu fesseln. Sie weinte manche Thräne im Verborgenen; zuweilen entschlüpfte ihr auch wohl ein sanfter Vorwurf, den der junge Mann stets innig fühlte, der aber keine andere Wirkung in ihm hervorbrachte, als daß er seine verbotenen Wege schüchterner wandelte, und seine Intriguen mehr versteckte. Wurde er dennoch ertappt — ja, dann sank er zu ihren Füssen, umfaßte ihre Kniee, weinte, bat, schalt sich selbst einen elenden, sinnlichen Menschen, konnte selbst nicht begreifen, wie er, bey einer so liebenswürdigen Gattin, noch Augen für fremde Reize haben könne, kurz, er trieb es so lange, bis das gute Weib ihm verzieh.

Dann gab es wohl einen friedlichen Zwischenraum, zuweilen von zwey, drey und mehreren Monaten, in welchem seine Frau mit ihm, und er mit sich selbst zufrieden war; denn er nahm sich nach einer solchen Catastrophe immer sehr ernstlich vor, sich zu bessern; aber verlohren war er, wenn ihm wieder eine neue Schönheit aufstieß. Mit ei-

nem Worte, er glich einer Nadel, die ruhig nach ihrem Pole weißt, so lange ihr kein fremder, stärkerer Magnet nahe gebracht wird.

Hannchens Erscheinung traf gerade in einem der friedlichen Zwischenräume, da Beaublanc schon länger als vier Wochen der beste Ehemann von der Welt gewesen war, und bey seinem letzten Sündenfall heilig versprochen hatte, nie wieder zu straucheln. Wer konnte auch vorher sehn, daß ein Weib wie Hannchen ihm in den Weg treten würde? das augenscheinlich von einem feindseligen Schicksal erkohren schien, um seiner festesten Entschlüsse zu spotten. Als er sie der Pöbelwuth entriß; als sie leblos in seinen Armen lag, und der nur halb verschleyerte Busen an den seinigen klopfte; als ihre Lilienwange die Seinige berührte, und sein Mund den ersten Hauch auffieng, der ihre Lippen wieder belebte — ach! da war es um ihn geschehen! — Seine Sorgfalt, seine Gastfreundschaft, seine menschenfreundlichen Bemühungen, flossen aus einer Quelle, deren Ursprung die erfahrene Gattin leicht errieth. Ihr so oft gerechtfertigtes Mißtrauen erwachte; sie zitterte und verbarg ihre Furcht, zu duldsam, um beym Ersten Funken gleich Feuer zu schreyen, und zu gutmüthig, um einer hilflosen Fremden den Leichtsinn ihres Mannes entgelten zu lassen.

Am Ersten Tage tröstete sie sich mit der baldigen Abreise ihres Gastes; als aber der unange-

nehme Zufall des verlorenen Passes kund wurde, als sie ihres Mannes geheime Freude über diese Entdeckung durchschaute, und eine so gefährliche Nebenbulerin mehrere Wochen beherbergen mußte, da blieb ihr keine andere Hoffnung, als die, auf den Character der Fremden, deren Anstand und bescheidene Zurückhaltung ihr das Vertrauen einflößte, daß das Kaperschiff ihres Mannes an dieser Klippe scheitern werde.

Sie hatte sich nicht geirrt. Es währte lange, ehe Hannchen Einmal den unwillkommenen Sieg ihrer Reize gewahr wurde, und als sie nicht mehr daran zweifeln konnte, verursachte es ihr den nagendsten Kummer — ihre Lage wurde drückender als jemals. — Was sollte sie thun? den Mann durch Bitterkeiten kränken, der ihr das Leben gerettet, und sein Haus zur sichern Freystatt angewiesen hatte? — Aber er hatte ihr ja seine Liebe noch nicht einmal ausdrücklich erklärt. Nur seine Blicke sprachen, nur tausend kleine Aufmerksamkeiten verriethen ihn. Es könnte ja seyn, daß er mit sich selbst kämpfte, daß er seine aufglimmende Leidenschaft zu unterdrücken strebte, und in diesem Falle verdiente er nicht Zorn, sondern Mitleid. Wie gern wäre sie seiner kämpfenden Tugend durch eine schnelle Flucht zu Hilfe gekommen, aber wohin fliehen? ohne Paß und ohne Geld?

Sollte sie ihrer freundlichen Wirthin sich an-

vertrauen? sollte sie eine arglose Gattin warnen, die vielleicht noch nichts ahndete? und der sie, zum Dank für ihre schwesterliche Aufnahme den Dolch ins Herz stieß? — nein lieber schwieg sie noch, verbarg ihre Angst, bemäntelte ihren Kummer, beschloß, die Gesellschaft ihres Wirths so viel möglich zu vermeiden, und die Ankunft des neuen Passes in einer freywilligen Einsamkeit abzuwarten, die sie unter mancherley Vorwand zu suchen wußte. Zuerst erzählte sie geflissentlich, daß sie eine Langschläferin sey, daß sie mit den Hühnern zu Bett gehe, und doch nicht früher als in der Mittagsstunde aufzustehen pflege; ob sie gleich von Jugend auf immer gern die Morgensonne begrüßte. Dadurch entzog sie sich schon den größten Theil des Tages den Blicken des verliebten aber bescheidenen Beaublanc. — Nachmittags hatte sie entweder an Wilhelm zu schreiben, oder ein Kopfweh stand ihr zu Gebote, oder sie nahm die junge Frau unter den Arm und gieng mit ihr in den Garten; oder auch nicht selten riefen den Maire unwillkommene Geschäffte ab, so, daß er nur wenige Augenblicke finden konnte, seiner neuen Liebe nachzuhängen.

Freylich hatte Hannchen ein wirksames Mittel erwählt, Beaublanc von sich abzuhalten, aber seine Leidenschaft zu unterdrücken, dazu taugte es gar nicht; denn die ewigen Hindernisse entflammten sie nur noch mehr, und brachten ihn

oft

oft zur Verzweiflung. Je mehr seine Gattin der großmüthigen Fremden ihr zartes Benehmen heimlich Dank wußte, je mehr sann Beaublanc auf Mittel, Hannchens gezwungenen Aufenthalt zu verlängern, in der Hoffnung, daß doch endlich die Zeit eine ihm günstige Gelegenheit herbey führen werde.

Er bediente sich, zu Ausführung dieses Plans, eben nicht der unschuldigsten Mittel. Ein Monat war verstrichen, der neue Paß war wirklich angekommen, aber Beaublanc verheimlichte ihn. Acht Briefe hatte Hannchen während dieser Zeit an ihren Gatten geschrieben, aber Beaublanc hatte sie unterschlagen, und seine Eifersucht ließ ihn sogar Freude an der Angst der Geliebten finden, die das Stillschweigen ihres zärtlichen Wilhelms für unglückweissagend hielt. Er übernahm es, sich selbst nach Wilhelms Aufenthalt und Befinden zu erkundigen, aber nur, um ihr zweydeutige Nachrichten zu hinterbringen. Bald ließ er das arme Weib den Tod des Gatten ahnden, bald erzählte er von einem Kriegsgefangenen Offizier, der ihrer Beschreibung ähnlich sah, und der sich mit einer reichen Erbin vermählt haben sollte.

Den Paß betreffend, wurde es ihm noch leichter, die Argwohnlose irre zu führen; denn was war natürlicher, als das bey dem revolutionnären Wirrwarr, der jetzt in Paris herrschte, eine

solche Kleinigkeit vergessen wurde? — Ein Brief an Theresen blieb unbeantwortet. Therese und Wilhelm schwiegen aus gleichen Ursachen.

Die arme Verlassene, getrennt von Allem was ihr lieb und theuer war, zitternd für das Leben ihres Mannes, ihres Kindes, weinte bittere Thränen auf ihr einsames Lager. Als nun vollends Beaublanc nach und nach die Larve ablegte, als er zudringlicher wurde, und seine glühenden Begierden ihr zartes Ohr nicht immer verschonten, da hatten ihre Leiden den höchsten Gipfel erstiegen.

Sie versuchte durch Ernst und Scherz, durch Strenge und Milde, ihn auf den Weg der Vernunft und Pflicht zurückzuführen, aber vergebens! er blieb ungerührt bey ihren Thränen, taub gegen ihre Vorstellungen, und blind für den stillen Kummer seines Weibes. Er verrieth nicht undeutlich die Hoffnung, daß Wilhelm todt sey; er suchte ihr diesen Schreckensgedanken immer wahrscheinlicher zu machen; er gab zu verstehen, wie leicht es ihm, nach den neuen französischen Ehestandsgesetzen, seyn werde, sich von seiner Frau zu trennen; er ließ Winke fallen von seinem Reichthum, seinem Ansehn, dem glänzenden Leben, daß er einer geliebten Gattin zu verschaffen im Stande sey; kurz, er ließ nichts unversucht, um Hannchens eheliche Treue wankend zu machen. Auch ihre Sinnlichkeit suchte er zu bestechen, indem er seiner schönen Gestalt, die schon durch die Glut der Liebe

belebt und beseelt wurde, durch die geschmackvollste Wahl der Kleidung täglich noch mehr Reize lieh.

Es ist wohl überflüssig zu versichern, daß alle seine Künste an Hannchens Herzen abglitten, wie ein stumpfer Pfeil am stählernen Harnisch. Nie mischte sich ein trüber Tropfen in den klaren Quell ihrer Empfindungen; nicht einmal die Eitelkeit vermogte ein Sandkörnchen im Grunde aufzuregen, und selbst die Gewißheit von Wilhelms Tode würde keine Aenderung in ihren Gesinnungen hervor gebracht haben. Aber war ihre grausame Lage darum minder bedauernswerth? Abhängig von einem Manne, der ihren Besitz um jeden Preiß zu erlangen strebte, der sogar, wie es schien, nicht vor einem Verbrechen erschrack, wenn dieses Verbrechen ihn zum Ziele führte; denn schon war es so weit gekommen, daß er sich Drohungen erlaubte, und Winke fallen ließ, die ihre Tugend zittern machten. Und wenn nun wirklich eine unbändige Leidenschaft ihn zu Gewaltthätigkeiten fortriß — ach! welcher Gott erbarmte sich dann der Hilflosen! —

Fünfzehntes Kapitel.

Der beeidigte Priester.

Wohl dir, guter Wilhelm! daß du nicht ahndetest, was dein armes Hannchen litt. Du dachtest dir das treue Weib in sicherer Heymath mit dem lieben Knaben an der Brust; du sahest sie im Geiste mit mütterlicher Freude an der Wiege ihres schlummernden Kindes, und meyntest: nur Sehnsucht nach dem Vater giesse dann und wann einen Tropfen der Wehmuth in diesen Freudenbecher. Briefe voll froher Hoffnung, die du wöchentlich an sie schriebst, sollten das Bangen der Sehnsucht ihr erträglicher machen — armer Getäuschter! sie empfieng diese Briefe nicht.

Daß der Mensch so kurzsichtig ist! daß Berg und Thal sich zwischen die Leiden der Geliebten und das Mitgefühl des Liebenden lagern dürfen; daß vielleicht eine Mutter, eine Gattin in Noth und Elend schmachtet, indessen Sohn oder Gatte harmlos spazieren geht; daß zwey Seelen, trotz der innigsten Verschwisterung, sich doch nie in der Ferne, mindestens durch ein leises Bangen, durch einen heimlichen Schauer, ihre wechselseitige Noth zu erkennen geben dürfen — Ach! daß es so ist — soll ich sagen: **Wohl oder wehe dem Menschen?**

Nachdem Babet verschwunden, und der Freund ihm entrückt war, hiengen Wilhelms schönste Träume ungestört am Vaterlande, an der süssen Häuslichkeit, dem Ziele seiner innigsten Wünsche. Von dem Bilde dieser menschlichsten unter den Göttinnen umschwebt, wandelte er an heitern Herbsttagen über die bereiften Fluren und wenn das Gewühl der Arbeitsamkeit im Felde ihm unwillkommene Zerstreuung darbot, verlohr er sich in die Wälder, oder verkroch sich in das Schilf, das den murmelnden Bach umkränzte. Die Hoffnung Babet wieder zu finden, wurde mit der Zeit immer kleiner, wie eine Erdscholle, von welcher der Strom in jedem Augenblicke ein Körnchen abreißt und verschlingt.

Eines Tages — der Morgen war in einem dichten Nebelschleyer aus seiner Kammer hervorgetreten, aber die Sonne hatte ihm, wie ein junger Ehemann seiner Gattin den Schleyer durch Liebkosungen entlockt — stand Wilhelm früher als gewöhnlich auf einer kleinen Anhöhe vor dem Thore, in Betrachtungen versunken, welche die Landschaft um ihn her, und ihr Kämpfen mit dem Nebel in ihm erweckte. Er gedachte der Geburt des Menschen, und seines Ersten Morgens, wie manche königliche Wiege von der Sonne bestrahlt wird, indessen späterhin sich ein Gewitter um den Thron zieht; wie manche Bettlerwiege hingegen ein dichter Nebel verhüllt, indessen die

Laune des Schicksals dem unbemerkten Kinde einen heitern Mittag bereitet. Sein eigenes Beyspiel schwebte ihm vor Augen und mit dem letzten Nebelwölkgen stieg auch sein Dankgebet gen Himmel.

Die Stimmung seiner Seele war so feyerlich, daß sie in der Natur verwandte Gegenstände suchte, und daher nahm er sich vor, heute einen Berg zu ersteigen, den er schon längst zum Ziele einer seiner Wanderungen bestimmt hatte. Der Weg dahin führte ihn durch das Dorf, dessen Bewohner, seit jener Feuersbrunst, ihn brüderlich liebten. Er wollte sich unbemerkt durchschleichen, aber der Knabe, den er gerettet hatte, wurde ihn gewahr, schrie ängstlich hinter ihm her, und faßte ihn keuchend beym Rockzipfel. Mutter kommt gleich, stammelte er: Mutter kann nur nicht so schnell laufen. — Wilhelm stand und erwartete das junge Weib, das mit dem Ausdruck der herzlichsten Freude herbey eilte, und den lächelnden Säugling ihm schon von ferne entgegen hielt. Sie schalt gutmüthig, daß Wilhelm ihrer ganz vergessen; der Bube habe täglich nach ihm gefragt, und sie sey recht betrübt gewesen über sein Ausbleiben. Freylich habe sie dem lieben Gott schon tausendmal für dis Rettung ihrer Kinder gedankt, aber es habe schwer auf ihr gelegen, daß sie nicht auch dem Engel, den Gott gesandt, danken könne. Dann berichtete sie ihn, sie wohne jetzt bey ihrem Schwiegervater, bis ihre Hütte

wieder aufgebaut sey, und bat ihn, er möchte doch herein treten, um ein ländliches Frühstück zu verzehren. Sie that das so dringend; es war so sichtbar, daß er ihr eine Wohlthat dadurch erzeigen würde; daß er unmöglich widerstehen konnte.

Er trat in ein reinliches Häusgen, wo ein silberhaariger Greis ihn mit Herzlichkeit empfieng. Alles war geschäftig im Hause, die Thüren wurden auf- und zugeschlagen, man rannte emsig hin und her, suchte das weisseste Tuch, das reinste Glas, den blanksten Teller, trug Honig und Butter, Milch und Früchte auf, und jedes Auge glühte vor Freude, so oft der willkommene Gast einen Bissen in den Mund steckte; und wenn es ihm gar zu schmecken schien, sahen sie einander fröhlich an, und nickten freundlich mit den Köpfen.

Das junge Weib erzählte ihm, daß während seiner Abwesenheit ihr Mann und ihr Bruder nach Hause gekommen, und daß, als sie von seiner edlen That gehört, beyde sogleich in die Stadt gewollt, um ihm zu danken; — aber der schwere Dienst — die bösen Menschen, die immer Unruhe im Lande erregten — „schon am andern Morgen, „setzte die Strohwittwe maulend hinzu, musten sie „wieder fort auf die Aristocratenjagd, und Gott „weiß, wann sie endlich wieder heim kommen!“

Spätestens, meynte sie jedoch, würde diese frohe Begebenheit sich am Sonnabend Abends zutragen, und Wilhelm muste heilig versprechen, sie

künftigen Sonntag wieder zu besuchen. — Nachdem er aus Gefälligkeit viel gegessen und getrunken hatte, theilte er den guten Leuten seinen Vorsatz mit, den Gipfel des Berges zu ersteigen, der gleich hinter dem Dorfe sich sanft zu erheben begann. Er erkundigte sich nach dem bequemsten Wege; man sagte ihm, er habe wohl anderthalb Meilen bis zur Spitze; erst müsse er über eine Brücke gehen, dann werde er eine Schäferey finden, dann müsse er den Fahrweg verlassen, und links den Fußsteig emporklimmen; der Weg sey steil und beschwerlich. Man rieth ihm, sich mit Kost zu versehen, und wollte ihm die Taschen voll Früchte stopfen; da aber Wilhelm so viel als möglich leicht seyn wollte, so schlug er es aus, und meynte, er werde, wenn ihn dürste, wohl einen Topf mit Milch in der Schäferey finden, die man ihm angewiesen. Aber die sorgsame junge Frau schilderte ihm jene Bergbewohner als rauhe ungefällige Menschen, und machte ihn dagegen auf ein Haus aufmerksam, das er in einer kleinen Entfernung von der Schäferey erblicken werde. „Dort,“ „sagte sie, wohnt unser beeidigter Priester, ein „braver, freundlicher Mann, zu dem gehn Sie, „wenn Sie sich erquicken wollen; er nimmt jedermann gern auf.“

Wilhelm dankte, und gieng, mit dem Vorsatze, nirgends einzukehren, wenn nicht eine unvorgesehene Noth ihn triebe. Er fand glücklich den

angedeuteten Weg, erklimmte den Felsen, lagerte sich auf der Spitze, genoß der herrlichen Aussicht in das fruchtbare Thal, durch welches der Fluß sich in tausend Krümmungen zog; suchte mit den Augen, und fand auch Babets verlassene Wohnung, deren Anblick die sanfte Heiterkeit seiner Seele verscheuchte. Er wollte nicht mehr hinsehn — und sah immer wieder hin. Die Landschaft verlor ihre Reize, er versank in schwermüthige Grillen, und wurde es nicht gewahr, als die Dämmerung hereinbrach.

Erschrocken sprang er auf. Die Nacht lag schon im Thale. Ein graues Abendroth schimmerte nur noch an der Felsenspitze. Er klimmte den Fußsteig hastig herab, und je tiefer er kam, je dunkler umgab ihn die Nacht. Unvorsichtige Eile konnte ihn leicht irre führen; er nahm sich daher vor, langsamer zu gehn, und bey jedem Schritt den Weg zu untersuchen, denn verlor er ihn, und muste er in einer feuchten Herbstnacht ohne Bedeckung in dieser Wildniß bleiben, so konnte das ihn abermals auf das kaum verlassene Krankenbett werfen; ein Uebel, welches ihm doppelt fürchterlich schien, seit er wuste, was ein Kranker an Freundeshilfe entbehrt.

Herzlich froh war er daher, als er nach mühsamen Herumklettern von einigen Stunden, sich an einem Zaune fand, der zu der Schäferey gehörte. Doch, eingedenk der Warnung seiner Freun-

din, gieng er nicht hinein, sondern richtete seine Schritte nach der Wohnung des Priesters, deren weiß übertünchte Wände, einige hundert Schritte von da, ihm durch die Dunkelheit ins Auge schimmerten. Hier wollte er um ein Nachtlager bitten, denn es hub an zu regnen, und die Finsterniß wurde immer dichter.

Da aber kein Licht die niedrigen Fenster erhellte, so befürchtete er fast, daß er Niemand zu Hause treffen werde, und war eben im Begriff, an der Klingel zu ziehen, als ein gellendes, weibliches Gekreisch ihm dumpf an die Ohren schlug. Es schien aus einem hintern Zimmer oder Keller des Hauses zu tönen, und Wilhelm unterschied einigemal deutlich das Wort Hilfe! Hilfe!

Jetzt zog er rasch an der Klingel — einmal — zweymal — dreymal — Niemand hörte. Er versuchte es, die Hausthür einzustoßen, sie war verriegelt. Er wollte über die Mauer des Hofes klettern, sie war zu hoch. Das erbärmliche Geschrey dauerte fort, und schnitt ihm durchs Herz. Er rannte ängstlich um den ganzen Platz herum, wie eine Henne um einen Teich, auf dem ihre Entenbrut schwimmt. Er kam an einen wohlverzäunten Garten, die Dornenhecke schreckte ihn nicht, er wühlte sich hindurch, und tappte in den Gängen umher; das Geschrey war sein Wegweiser.

Jetzt stand er an einer übel verwahrten Hinterpforte, ein Tritt mit dem Fuße — die Pforte

sprang auf. Er trat hinein, stolperte und fiel. Eine eiserne Schaufel lag in seinem Wege; er raffte sich auf und ergriff die Schaufel, weil ein dunkles Gefühl ihm sagte, daß er hier Waffen nöthig haben werde. Das Gekreisch hatte sich in ein ängstliches Wimmern verwandelt; er folgte diesem Wimmern, es führte ihn bald an die Thür eines Zimmers. Sie war verschlossen. Er donnerte mit der Faust daran. Eine männliche Stimme schrie: wer da!

„Macht auf!" rief Wilhelm. — Man zögerte. — „Macht auf oder ich sprenge die Thür!" Man zögerte noch. Wilhelm rannte mit der ganzen Gewalt seines Körpers an die Thür, sie flog aus den Angeln. In diesem Augenblicke ward das Licht im Zimmer ausgelöscht, und Wilhelm empfieng einen heftigen Schlag auf die Schulter, der vermuthlich seinem Kopfe gelten sollte. Er konnte nur eben die Gestalt unterscheiden, die der Urheber dieses Schlages war. Er hob seine Schaufel und führte einen so mächtigen Streich nach diesem Schatten, daß derselbe mit dem Geschrey Jesus! Maria! zu Boden sank, und winselte.

Zu gleicher Zeit schlüpfte eine andere Gestalt an ihm vorbey, zur offenen Thür hinaus. Da stand er nun betäubt in der sonderbarsten Lage: hier zu seinen Füßen ein Mensch, den er vielleicht tödtlich verwundet hatte; einige Schritte weiter eine leise wimmernde Stimme; Finsterniß rings

umher, jeder Weg im Hause ihm unbekannt. Er tappte nach dem Winkel, aus dem das Wimmern kam, stieß an ein Bett, und fühlte an den Kleidern, daß ein Frauenzimmer darauf lag.

Wer ist hier? fragte er. Nur Aechzen war die Antwort. Fast hätte er in dieses Aechzen eingestimmt, denn der Schmerz an seiner Schulter wurde immer heftiger. — Licht! Licht! — ohne Licht konnte er weder sich noch andern helfen. Aber wo sollte er Feuerzeug finden? wo war die Küche, in der vielleicht unter der Asche noch eine Kohle glimmte? — Er tappte hinaus, hielt sich an den Wänden, kroch durch das ganze Haus, fand bald offene, bald verschlossene Thüren, aber nirgends was er suchte; ja endlich konnte er nicht einmal den Rückweg nach dem geheimnißvollen Zimmer finden, und schon hatte er beschlossen, auf einer Treppenstufe den anbrechenden Morgen zu erwarten, als er plötzlich Schlüssel klirren, und eine Thür mit Geräusch öffnen hörte. Viele Stimmen tönten den Gang herauf, ein heller Schimmer leuchtete ihm in der Ferne.

Seiner Unschuld bewußt, gieng er muthig den Kommenden entgegen, und stieß bald auf einen Haufen halb nackter Bauern, die, mit allerley Werkzeugen bewaffnet, unter der Anführung eines häßlichen alten Weibes, das eine Laterne trug, herein drangen. — Da ist der Räuber! krächzte das Weib, als sie Wilhelm gewahr wur-

de. Er hatte die Schaufel von sich geworfen, die Bauern ergriffen den Wehrlosen, und banden ihm die Hände auf den Rücken.

Umsonst betheuerte er seine Unschuld; vergebens wollte er erzählen, welcher Zufall ihn in dieses Haus geführt; die alte Furie überschrie ihn. „Er „hat meinen guten Herrn, euren treuen Seelsor„ger, berauben wollen!“ kreischte sie mit gellender Stimme. „Wer weiß ob er ihn nicht schon er„mordet hat! Die Nichte werdet ihr von dem „Bösewicht geknebelt finden. Ich bin ihm, durch „Gottes Fügung, in der Dunkelheit entwischt.“

Die Beschuldigung war so ungeheuer, daß Wilhelm verstummte, und das Weib mit Verachtung ansah. Sie rannte mit der Laterne voran, der Haufe folgte, den gebundenen Wilhelm in seiner Mitte. — Sie traten in das Zimmer — Wilhelm sah und erstarrte — auf dem Bette lag ein schönes Mädchen, das man mit einem Schnupftuche geknebelt hatte — es war Babet! — auf dem Boden wälzte sich in seinem Blute ein dickköpfiger Pfaff — es war Hannchens Verführer?

Sechszehntes Kapitel.

Die Entführung.

Die Natur ist so reich an Abentheuern, daß die schöpferischste Einbildungskraft sie darin nicht zu übertreffen vermag; drum schelte man diese Geschichte doch ja nicht unwahrscheinlich, weil sie abentheuerlich ist. Wir leben in Zeiten, wo man sich nicht wundern dürfte, den Kaiser von China, wie vormals den Dionys als Schulmeister anzutreffen; warum denn nicht einen Pfaffen in seinem Berufe? daß er ein überwiesener Kindermörder war? — ey was thut das? — wenn der unschuldige tugendhafte Lafayette im Kerker schmachtet, so kann ja wohl der schuldige Bösewicht frey seyn. So lange man das Erstere nicht unwahrscheinlich findet, so lange muß man das Letztere für sehr natürlich gelten lassen. Auch hieng das Alles so ungekünstelt zusammen, daß wir den schmutzigen Faden sehr leicht aufwickeln können.

Der freundliche Pfaff wurde, wie der Leser sich erinnern wird, im ersten Buche dieser Geschichte dem richterlichen Arm entrissen, und in ein Kloster gesperrt. Das geschah aber nur pro forma, um ihn den Augen der Gläubigen zu entrücken, die an seinen kleinen muthwilligen Streichen Anstoß hätten nehmen mögen. Seine toleranteren Mitbrüder

nahmen keinen Anstoß daran, sondern züchtigten ihn nur, wie die Spartaner einen Knaben zu züchtigen pflegten, der ungeschickt stahl. Nach einer kurzen Frist gab man ihm einen Zehrpfenning und ließ ihn laufen. Er watschelte mit seinem freundlichen Vollmondsgesicht nach Frankreich, mischte sich, nach Pfaffenart, in alles, schmiegte sich in den Geist der Zeit, übte die leichte Kunst, sich bey dem Pöbel einzuschmeicheln, war einer der Ersten, der den berühmten Priestereid ohne Bedenken schwur, machte sich dadurch bey den Machthabern beliebt, und schlich sich so, auf die natürlichste Art von der Welt in das Vertrauen einer arglosen Heerde, die ihn zum Hirten wählte, ihm hinreichende Einkünfte und eine gemächliche Wohnung anwieß, aus welcher ein redlicher Greis, dem sein Gewissen jenen Eid nicht verstattete, nackend und hilflos geflohen war.

Hier spielte er seine Rolle mit mehr Glück und Vorsicht als in Deutschland. Er nahm eine alte Kupplerin in sein Haus, die in bessern Zeiten in der Residenz gelebt hatte, und eine Vertraute des feigen, übermüthigen Grafen A—s gewesen war. Der Fall der Großen hatte auch ihren Fall nach sich gezogen, wie der Sturm, der die Eiche stürzte, auch das Gespinnst der Raupe zwischen den Blättern zerstört. Sie wanderte aus, hungerte, kehrte zurück, war in Gefahr, Madam du Barry zur Guillotine zu begleiten, und rettete sich nur,

indem sie unter den Rabenfittig eines beeidigten Priesters flüchtete. Hier hatte sie Gelegenheit, ihre Talente aufs neue zu üben, und sie gab ihrem Beschützer so manche Beweise davon, daß er den Gedanken zu heyrathen, mit dem er sich anfangs trug, gänzlich fahren ließ, und sein heilloses Spiel mit der Unschuld der Landmädchen trieb, bis Babets Zauber den unreinen Geist fest bannte.

An demselben Tage, als das Fieber bey Wilhelm umkehrte, und Babet unter der Linde im Hofe ihren Freund vergebens erwartete, führte der Zufall den Pfaffen diese Straße. Er sah das schönste Mädchen in Trauer, wie es, nachlässig auf die Bank hingegossen, sein Haupt in die schneeweise Hand stützte, wie die braune Locke sich auf einem vollen Busen wiegte, und ein niedlicher Fuß im Sande spielte. Mehr als genug um seine Begierden zu entflammen. Er nahte sich ihr mit jener süß frömmelnden Mine, die er in seiner Gewalt hatte, wie ein Hofmann das Lächeln. „Ihr Trauerkleid," hub er an, „habe ihm verrathen, „daß sie eine Leidende sey, und sein Stand berechtige ihn, sich ihr zum sanften Tröster aufzudringen."

Er setzte sich zu ihr, und leyerte ihr einen Jargon vor, für den wir Deutsche billig ein Wort haben sollten, da er auch unter unsern Pfaffen Sitte ist. Babet, im Kloster erzogen, war gewohnt, diese Wölfe in Schaafskleidern als höhere Wesen zu betrachten; sie empfieng ihn mit Ehr-

furcht

furcht und Vertrauen; es machte ihr sogar Freude, wieder einen Priester neben sich zu sehn, dessen trostreichen Zuspruch sie so lange entbehrt hatte. Gern ertheilte sie ihm die Erlaubniß, sie täglich zu besuchen; ja, sie bat ihn sogar darum, und opferte mit Freuden bey dieser ersten Zusammenkunft einen ihrer Diamanten, um Seelenmessen für Vater und Brüder dadurch zu erkaufen.

Der Pfaff merkte bald, welch ein argloses Geschöpf der Zufall ihm in die Krallen gespielt. Schon am andern Tage hatte er Babets gröste und kleinste Geheimnisse herausgelockt, er wuste um die Flucht ihres Bruders, um ihre Neigung zu Wilhelm, um den Schatz, welchen ihr Kästgen verbarg; er wuste alles, und frohlockte wie der Satan in der Messiade. Freylich ließen einige leise Versuche, Babets kindliches Vertrauen in Liebe zu verwandeln, eben keinen sonderlichen Erfolg hoffen, denn sie war viel zu unschuldig, um ihn zu verstehen; wenn er sie mit glühender Begier anblickte, so nahm sie das Feuer seiner Augen für väterliche Güte, und wenn er ihr zärtlich die Hand drückte, so küßte sie die seinige Ehrfurchtsvoll. Sie einen hellen Blick in die Mördergrube seines Herzens thun zu lassen, war gefährlich, ihre Unschuld konnte schüchtern werden, und davon flattern. Aber, wenn er sie nur erst in sein Haus locken, wenn er dort, mit Hilfe der Kupplerin, ihre Tugend nach und nach untergraben konnte.

Unter dem Vorwand ihrer eignen Sicherheit wagte er den Vorschlag, sie als seine Nichte zu sich zu nehmen; er stellte ihr die Gefahr vor, der sie in dieser einsamen Wohnung täglich ausgesetzt sey; die Unschicklichkeit, daß ein junges Mädchen, sich selbst überlassen, ohne Schutz und Schirm hier hause; dagegen die ungestörte Ruhe, die auf seinem Hügel ihrer warte; die Sicherheit, mit welcher sie dort, ungekannt und unverfolgt, ihrem Schmerz und ihren Andachtsübungen nachhängen könne.

Seine Ueberredung machte Eindruck auf Babet, brachte aber doch nicht ganz die Wirkung hervor, die er davon erwartete; denn das Bild ihres Freundes war zu tief in ihrem Herzen; ihn muste sie vorher wieder sehen, mit ihm Rath pflegen, ehe sie einen Entschluß faßte, der sie von ihm trennte. Sie wieß daher des Pfaffen Vatergüte, wie sie es nannte, zwar nicht ganz von der Hand, zögerte aber und suchte Aufschub bis zu Wilhelms Genesung.

Doch gerade das gehörte gar nicht in des Pfaffen Plan. Er fürchtete die Wiederkunft dieses gefährlichen Kriegsgefangenen, und sah die Nothwendigkeit ein, seine Entwürfe auszuführen, ehe jener unerbetene Gehilfe ihm einen Stein des Anstoßes in den Weg würfe. Als daher eines Abends ihm Babet freudig erzählte, daß sie die besten Nachrichten von der wiederkehrenden Gesundheit ihres

Freundes erhalten habe, und daß sie ihn in wenig Tagen zu sehen hoffe, da schritt er rasch zu Ausführung einer satanischen List. — Um Mitternacht nämlich wurde leise an Babets eiserne Pforte geklopft; das Mädchen kam herab, und empfieng von unbekannter Hand einen Zettel, den sie ihrer Gebieterin brachte. Er enthielt, flüchtig und unleserlich geschrieben, folgende Worte:

„Theure Schwester! das Schicksal, dessen Hand „schwer auf unserm Hause liegt, wird noch nicht „müde mich zu verfolgen. Unsere Grenzen sind zu „gut bewacht, unser treuer Knecht ist ermordet, „und ich bin ein elender Flüchtling. Was ich aus „der Erbschaft meines Vaters mit mir nahm, ist „mir zum Theil geraubt, und zum Theil zum Unterhalt meines elenden Daseyns verwandt worden. „Jetzt ist die Verzweiflung mein einziger Gefährte, „und der Tod meine letzte Hoffnung! — Doch „bebe ich vor dem Gedanken, von Henkers Hand „zu sterben! — Ich schmachte in deiner Nähe, und „wage es nicht unsere Wohnung zu betreten. — „Man ist mir auf der Spur, überall lauern Spione auf mich. — Wenn du deinen einzigen Bruder liebst, so gewähre ihm den letzten Wunsch, „dich noch einmal zu sehn, ehe er sich in die „Schwerdter seiner Verfolger stürzt. — Morgen, „in der Mitternachtsstunde, wird eine redliche Vertraute an der Pforte deiner harren. Hast du

„Muth und Liebe, so folge ihr, sie führt dich in „die Arme eines zärtlichen Bruders.“

Philipp Chevalier de Belloy.

Zitternd las Babet diesen Brief. Thränen stürzten aus ihren Augen; schwesterliche Sehnsucht beklemmte ihren Busen. Ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen, beschloß sie auf der Stelle, sich der angekündigten Führerin zu vertrauen; ihr Kästgen zu sich zu stecken; ihrem unglücklichen Bruder die kostbarste Hälfte desselben zu überlassen, und durch liebevolle Zusprache ihn vielleicht vom Selbstmord zu retten.

Sie hatte die Handschrift des Chevalier nie gesehn, aber wäre sie auch damit bekannt gewesen, dennoch würde nicht der kleinste Argwohn in der truglosen Seele aufgestiegen seyn. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete sie den Tag, mit zärtlicher Sehnsucht den Abend. Der Pfaff besuchte sie wie gewöhnlich. Er hoffte, sie werde ihm das Vorgefallene, und ihren Entschluß mittheilen; aber sie schwieg; es war ja nicht ihr Geheimniß; die Sorge für ihres Bruders Sicherheit band ihre Zunge.

Indessen wurde der tückische Verführer leicht gewahr, daß eine innere Unruhe sie rastlos umher treibe, die ihm das Gelingen seines Bubenstücks verbürgte. Er nahm gegen Abend Abschied, mit einer Mine, wie die berüchtigte Catharine von

Medikcis gehabt haben mag, als sie den verwundeten Coligny zum letztenmal besuchte. Er zog sich zurück in den Mittelpunkt seines Gewebes, um auf das harmlose Insect zu lauern, dem es ausgespannt war.

Kaum hatte er sich entfernt, als Babet ihr Kästgen zusammen packte, und, nach einem heissen Gebet an ihre Schutzheilige, im Dunkel der Nacht, von ihrer treuen Dirne begleitet, über den Hof trippelte — horchte — lauschte — bis sie ein Geräusch und ein leises Husten an der Pforte vernahm. Es war die Kupplerin, die, gleich einer Klapperschlange, den Rachen aufsperrte, das bezauberte Vögelein zu verschlucken.

Wohin Babet ihr zu folgen glaubte — und wohin sie ihr wirklich folgte — ist uns nun kein Räthsel mehr.

Siebzehntes Kapitel.

Liebe und Dankbarkeit.

So wie der Jüngling zurückbebt, der eine Rosenlippe zu küssen wähnte, und plötzlich eine vom Krebs zerfressene Wange erblickt; so schauderte Babet voll starren Entsetzens, als sie den Bösewicht, den sie bereits anfieng als ihren zweyten Vater zu ehren, entlarvt zu ihren Füssen sah. Sie war

in der ersten Stunde zu betäubt, um reden, seufzen oder weinen zu können; sie mußte erst die Möglichkeit eines solchen Bubenstückes denken lernen, ehe sie klagen oder toben konnte; der Pfaff mußte seine Unverschämtheit geradezu bekennen, ehe sie begriff was er wollte; — dann aber stieg sie schnell von der Stufe eines ohnmächtigen Zornes zu dem Gipfel einer grenzenlosen Verachtung. Ihre Unschuld war so ganz mit ihrem Ich verschwistert, daß sie innig fühlte, man könne ihr diese nur mit ihrem Leben rauben. Dieses Gefühl gab ihr Besonnenheit und Muth weit über ihre Jahre und Kräfte. Während die Stunden der Nacht langsam dahin krochen, war sie hartnäckig stumm, und kein Blick verrieth Theilnahme an dem, was um sie her vorgieng. Sie achtete weder auf des Pfaffen eckelhaftes Geschwätz, noch auf der Kupplerin elende Trostgründe, sie saß in einer Art von Starrsucht bis der Morgen anbrach. Als es Tag wurde, und sie in geringer Entfernung die Schalmey des Hirten hörte, sprang sie plötzlich auf, rannte ans Fenster, riß es los, und schrie hinaus Hilfe! Hilfe!

Der Pfaff und sein weiblicher Satan erschracken über diese unvermuthete Bewegung; sie packten das sträubende Mädchen, daß sich mit den Nägeln an die Fensterrahmen klammerte, und immer lauter kreischte; sie rissen sie mit Gewalt hinweg, und schleppten sie in ein entlegenes Zimmer. Hier

drohte ihr der Bösewicht, sie zu knebeln, wenn sie sich noch Einmal so kindisch, wie er es nannte, betragen würde. Ein Lächeln der tiefsten Verachtung war ihre Antwort.

Indessen hatte ihr Geschrey doch wirklich den Schäfer herbey gelockt, den man aber leicht durch die Fabel beruhigte, daß sein Seelenhirt, dem er ohnehin nichts Böses zutraute, eine wahnsinnige Nichte aus Menschenliebe ins Haus genommen, deren zerrüttete Vernunft er nach und nach wieder herzustellen hoffe. Man bat den ehrlichen Bauer, seine Hausgenossen von diesem Umstande zu unterrichten, damit sie sich durch das Geschrey der Kranken nicht irre machen liessen. So wuste man jeden Argwohn vorzubeugen. Hilflos blieb die Unglückliche in der Gewalt ihres Räubers, denn sogar der lästigen Gegenwart ihrer treuen Dirne wuste man sich schnell zu entledigen, indem man ihr eine finstere Herberge im wohlverschlossenen Keller anwieß.

Keine Höllenkunst ließ der Pfaff unversucht, sie mit dem Gedanken an das Laster vertraut zu machen. Bald erschöpfte er sich in den niedrigsten Schmeicheleyen, bald wechselte er mit unwürdigen Drohungen. Auf dieser Seite schilderte er ihr ein Leben voll sinnlicher Wollüste, wenn sie als Freundin oder Gattin sich in seine Arme werfen wolle; auf jener Seite einen schimpflichen Tod, wenn er sie als Royalistin ihren Henkern ausliefere. Aber

weder sein Honig noch sein Wermuth thaten die geringste Wirkung auf das engelreine Mädchen.

Die erfahrene Kupplerin sollte versuchen, ihre Phantasie durch schlüpfrige Gemählde zu erhitzen, aber auch dieser Schmutz haftete nicht auf dem Spiegel ihrer Seele; denn dem Weibe war es unmöglich, sich in die Zeiten zurück zu versetzen, wo es auch einst unschuldig war, daher blieben ihre Erzählungen für Babet unverständliche Räthsel, und wenn Jene allzu unverschämt wurde, so betäubte diese ihr Gehör durch ein stilles, innbrünstiges Gebet.

Der Pfaff fieng an einzusehen, daß nur Gewalt ihn zu seinem schändlichen Ziele führen könne, und er betheuerte dem armen Schlachtopfer mit gräßlichen Flüchen, daß er entschlossen sey, sich dieses Mittels zu bedienen, wenn Babet noch länger fortfahre, seine Liebe zu verhöhnen. Ihr blieb jetzt keine andere Hoffnung, als die auf den Schutz einer höhern Macht! — „Gott der Wai„sen!“ so betete sie im Stillen: „hast du mich je„der Hilfe beraubt — hast du mir sogar jedes „Werkzeug versagt, meine Unschuld durch einen „freywilligen Tod zu retten — o! so vertraue ich „deinem starken Arm allein! Du wirst mir erschei„nen in der Stunde der höchsten Noth!“ —

Und er erschien! — sein rettender Engel hüllte sich in die Gestalt eines Freundes — Wilhelm stand an ihrem Bette, als ihre sterbende Unschuld

wimmerte. — Und an die Rettung von Babets Unschuld knüpfte eine strafende Vorsehung Hannchens Rache! die Blutrache ihres ermordeten Kindes! — Röchelnd hauchte der Pfaff seine schwarze Seele aus, und die letzte Gewalt, welche die Hölle über den Sterbenden übte, war das lügenhafte Bekenntniß: Wilhelm sey ein Räuber — ein Mörder. — So fuhr er hinab in die Unterwelt, wo er, von der Hand seines Kindes ergriffen, zermalt vor den ernsten Richter trat. —

Aber seine schurkische Anklage blieb zurück. Alles zeugte gegen den armen Wilhelm: die Worte des Sterbenden; das Geschrey der Kupplerin; die erbrochene Thür; das geknebelte Mädchen — und endlich seine eigene Bestürzung; denn der Anblick seiner leidenden Wohlthäterin auf Einer Seite, und des verruchten Verführers seiner Gattin auf der andern, hatten ihn versteinert. Nichts sprach zu seinem Vortheil, als die Stimme eines Mädchens, das man für wahnsinnig hielt.

Die Schäferknechte, die den heuchlerischen Pfaffen geliebt hatten, spieen die gräßlichsten Verwünschungen über ihn aus, und fast hätten sie sein Leben der Ersten Wuth geopfert. Es war schon heller Tag, als sie ihn gebunden den Berg herunter schleppten, und den Weg mit ihm nach der Stadt nahmen. Wer ihnen begegnete, dem erzählten sie tobend, daß dieser elende Fremdling, dieser verkappte Royalist, einen sanftmüthigen, ge-

schwornenen Priester ermordet; der Fluch jedes Wanderers folgte ihm nach; von jedem Buben wurde er gemißhandelt.

Nur in dem Dorfe, wo Wilhelms Freunde wohnten, fand der Zug eine andere Stimmung. Schaarenweise drängte man sich um den Gefangenen her, erstaunte über die gräßliche Beschuldigung, zweifelte an der Wahrheit der Geschichte, bedauerte und tröstete ihn. Athemlos stürzte das junge Weib mit ihren Kindern herzu, machte sich Platz durch die Piken, betheuerte laut seine Unschuld, warf sich seinen Wächtern in den Weg, und wollte sie nicht förder ziehen lassen. Wilhelm selbst mußte sie beruhigen, sie bitten ihn seinem Schicksal zu überlassen, und auf die Gerechtigkeit Gottes zu vertrauen.

„Mich kannst du nicht retten" raunte er ihr verstohlen zu, „aber rette mindestens das arme „Mädchen, das noch in dem Hause des schändlichen Pfaffen eingesperrt wird. Sie ist nicht „wahnsinnig, von ihr erfährst du Alles."

Seine Worte waren Räthsel, aber das gute Weib gedachte ihrer. — Man riß Wilhelm fort. Nicht blos fruchtloses Bedauern folgte ihm nach; ein Haufe rüstiger Bursche bewaffnete sich schnell im Dorfe, und eilte seine Begleitung zu verstärken, um ihn vor den Mißhandlungen des Pöbels zu schützen. Gegen Abend erreichten sie die Stadt. Unter dem Geheul und Zischen des Volks warf

man ihn in einen Kerker, in den kein Lichtstrahl fiel — aber in seiner Seele war es Tag. Er hatte Babet befreyt und Hannchen gerächt, er sah ruhig dem Tode entgegen.

Wie konnte er auch ihm zu entgehen hoffen? — wäre auch das Verbrechen, das man ihm aufbürdete, zweifelhaft gewesen, der Pöbel verlangte ein Opfer; der Pöbel heulte Tag und Nacht um die Mauern, die ihn einschlossen, und begehrte die Hinrichtung des Gefangenen. Sie war beschlossen. An gerichtliche Formalitäten band man sich wenig, und nur der Prozeß einiger Ausgewanderten, der so eben die Blutrichter beschäfftigte, gewährte ihm einen Aufschub von einigen Tagen. Er nutzte ihn, um die Begebenheit und seine Rechtfertigung mit Bleystifft nieder zu schreiben; er nahm Abschied von seiner Gattin und segnete sein Kind; dann suchte er sich unter den Wächtern, die täglich in seinem Kerker wechselten, denjenigen aus, dessen Physiognomie ihm die menschenfreundlichste schien, und den er schon oft auf einem mitleidigen Blicke ertappt hatte. Er beschwur ihn mit Thränen, dieses Papier sicher zu bestellen. „Ich kann dir nichts anbieten," sagte er, „aber wenn du Weib und Kind hast" —

„Ich habe Weib und Kind" versetzte der Nationalgarde gerührt, wollte weiter reden, verschluckte aber seine Worte, nahm das Papier und gieng.

Jetzt schlug die feyerliche Stunde. Wilhelm

wurde am Abend des dritten Tages vor seine Richter geführt; alle Umstände schrieen laut gegen ihn; was er vorbrachte, schienen übel ersonnene Mährchen, und man verdammte ihn, nach einem kurzen Verhör, zum Tode. Der nächste Morgen war zu seiner Hinrichtung festgesetzt.

Er lag auf seinem Stroh mit dem großen Bewußtseyn, daß im ganzen Laufe seines Lebens keine unedle That ihn drücke. Er betete — aber nicht für sich — er betete für Weib und Kind. Als die Mitternachtsstunde schlug, war er sanft entschlummert.

Plötzlich weckte ihn das Klirren der Riegel, das Knarren der Pforten. Zwey Nationalgarden traten mit einer Blendlaterne herein; Wilhelm taumelte auf, und glaubte, der ernste Augenblick sey gekommen. In Einem der Garden erkannte er denjenigen, dem er das letzte Zeugniß seiner Liebe für Hannchen anvertraut hatte. „Ich freue mich“ sagte er, „daß man dich zu meinem Begleiter „wählte. Sey Zeuge meines Todes, und melde „meinem Weibe, daß ich ihm, wenn nicht ganz „ruhig, doch standhaft entgegen gieng.“

„Schweig, und folge uns!“ versetzte der Soldat, indem er ihm die Ketten in die Höhe band, um ihm das Gehen zu erleichtern. Wilhelm schwieg und folgte. Sie führten ihn durch düstere Gänge, durch die er vorher nicht gegangen war. Sie kamen in einen offenen Hof, die Sterne flimmerten

über ihnen; Wilhelm wunderte sich, daß es noch Nacht sey. Sie gelangten an eine kleine Pforte, die offen stand. Als Wilhelm heraustrat, hörte er Pferde stampfen, und unterschied bald einen Wagen mit vier stampfenden Rossen bespannt. Die Soldaten huben ihn hinein, und setzten sich zu ihm.

Fort gieng es rasch über Stock und Stein, über Graben und Hecken; Wilhelm wuste nicht wie ihm geschah. Er fragte, man antwortete ihm nicht, und das Rasseln des Wagens verschlang seine Worte. Der Mond gieng auf — Wilhelm sah sich im offenen Felde — ihn däuchte, es sey ein Traum.

Nachdem sie ungefähr eine Stunde fortgerollt waren, kamen sie auf eine Landstraße, und der Wagen hielt plötzlich still. Man nöthigte ihn auszusteigen. Als er die Erde berührte, küßte Jemand seine Hand und benetzte sie mit Thränen. Wilhelm sah der Gestalt ins Gesicht — es war die junge Bäuerin — die beyden Soldaten ihr Mann und ihr Bruder.

Jetzt drückte ihn der Mann an sein Herz. „Du „hast meine Kinder aus dem Feuer gerettet“ sagte er schluchzend: „ich habe dich einer unverdienten „Schmach entrissen — das war nur Menschen„pflicht; aber jetzt will ich dich belohnen, folge „mir.“

Wilhelm folgte ihm betäubt, an der Hand der jungen Bäuerin. Einige hundert Schritte weiter

schimmerte etwas weises hinter einem Busche — jetzt flog eine weibliche Gestalt hervor in seine Arme — es war Babet! — Ihr nach wankte ein anderes Weib, das sich kaum auf den Füssen zu halten vermochte — Babet zog den geretteten Freund hastig näher — die Unbekannte breitete ihre Arme aus — der Mond lächelte auf ihrem Gesichte — durch das Schweigen der Nacht hörte er seinen Namen lispeln — es war Hannchen!

Achtzehntes Kapitel.

Die Großmutter.

Wenn der Erzähler sich hinter Sulzern verstecken, und dieses Kapitel mit den Worten anfangen wollte: „die Wahrscheinlichkeit ist im Grunde nichts „anders, als die Gedenkbarkeit oder Möglichkeit „einer Sache;“ so würde es scheinen, als ob er selbst an der Wahrscheinlichkeit dieser höchst wahrhaften Geschichte zweifelte. Da aber Alles, was geschah, ihm sehr lebhaft vor Augen schwebt, und er es, mit Musenhilfe, wieder eben so lebhaft darzustellen hofft, so will er, blos um sich ein Ansehn zu geben, erinnern, daß er Dubos und Breitinger, Marmontel und Schlegel nachgeschlagen, und daß sämmtliche Herren ihn versichert haben, es sey gar wohl möglich und gedenkbar, daß Wil-

helm, Babet, Hannchen und die gute Bauersa- milie beym ersten Hahnengeschrey auf der Land- straße nach Limoges zusammengetroffen, obgleich der Erstere aus einem Kerker, und die Letztere, was noch schwerer ist, aus der Gewahrsam eines Liebhabers herbey geholt werden muste. Hätte der Erzähler ein böses Gewissen, so würde er sich hin- ter Beyspiele berühmter Dichter verschanzen; er würde unter andern sagen: Wilhelm Meisters Lehr- jahre, die doch Göthe in seinen Meisterjahren ge- schrieben, wimmelten von Dingen, die kein Mensch mit dem besten Willen für wahrscheinlich halten könne; aber er bedarf aller dieser Nothbehelfe nicht, denn die einfachste Darstellung wird sogleich jeden Leser aus dem Feen-Reiche des Wunderbaren, in das Gebiet des Ungewöhnlichen, aber sehr Möglichen, herabziehn.

Dankbarkeit bewog jene ehrlichen Landleute, mit Verachtung eigner Gefahr, auf Wilhelms Be- freyung zu denken. Ihr Stand als Nationalgar- den, noch überdieß von Babets Diamanten unter- stützt, gab ihnen leicht Mittel dazu an die Hand. Indessen der Mann dieses Unternehmen einleitete, gieng das junge Weib, in Begleitung ihres Bru- ders, in das Haus des Erschlagenen, um dort die Auflösung von Wilhelms räthselhaften Worten zu finden. Sie fanden aber fürs Erste nur die alte Kupplerin, die beschäftigt war, alles Nagellose einzupacken, und in Sicherheit zu bringen. Auf

die Frage: ob kein wahnsinniges Mädchen im Hause sey? antwortete sie: das tolle Ding sey entsprungen. Aber eine gewisse Bestürzung, die sie hinter unverschämte Grobheit verbergen wollte, und eine gelbe Farbe, die plötzlich auf ihrer grauen Wange sichtbar wurde, erregten Argwohn bey den Suchenden. Man foderte die Schlüssel, sie wurden verweigert.

Die junge Frau kam mit ihrem Bruder überein, daß sie sich theilen, das ganze Haus vom Boden bis zum Keller durchwandern, und an jeder verschlossenen Thüre laut rufen wollten, ob vielleicht eine arme Eingesperrte ihnen Antwort gäbe? Diesen Entschluß führten sie auf der Stelle aus; die Eine gieng die Treppe hinauf, der Andere die Treppe hinunter. Nach wenigen Minuten trafen sie wieder zusammen, und hatten mehr gefunden als sie suchten. „Dort oben, sagte die Schwester, „vernahm ich eine klagende Stimme.“ — „Dort unten,“ versetzte der Bruder, „stöhnt und ächzt „es im Keller.“

Die Kupplerin merkte Gefahr. Der wackere Soldat erwischte sie, als sie so eben durch die Gartenthür entschlüpfen wollte. Sie hatte den schwerer fortzubringenden Raub gnügsam fahren lassen, und sich mit einem Bündelgen begnügt, aus welchem der Soldat ein verdächtiges Schmuckkästlein hervorzog. „Links um Mutter!“ sagte er mit rauher Stimme, indem er sie unsanft beym Arme

ergriff, „gieb mir die Schlüssel, oder ich werfe „dich in den Brunnen."

Dieser Brunnen, der nur wenige Schritte entfernt war, und der Ernst des jungen Mannes, dessen flammendes Auge versprach, er werde Wort halten, machten die alte Schlange geschmeidig. Sie erbot sich, die Schlüssel gegen das Kästgen auszutauschen, und letzteres wurde ihr zugesagt, im Fall sich Niemand fände, der gerechten Anspruch darauf machen könne. Die bittere Klausel bewirkte noch ein fruchtloses Zögern; der Soldat rückte dem Brunnen einige Schritte näher, und — die Schlüssel waren in seinen Händen.

Fröhlich hüpfte das junge Weib die Treppe hinauf, hastig stieg ihr Bruder die Treppe hinunter; jene befreyte die verschmachtende Babet, dieser zog ihr halb verhungertes Mädchen aus dem Verließ. Die Alte benutzte das Erste Erstaunen; die wechselseitigen sich durchkreuzenden Fragen und Antworten; das unthätige Entsetzen, welches Babets schauderhafte Erzählung bey den ehrlichen Landleuten hervorbrachte; und entfloh — zwar ohne den Zehrpfennig des Schmuckkästgens, doch mit einer Kunst ausgerüstet, die überall nährt, und die sie in Nantes, unter Carriers Regierung, bald wieder zur großen Dame erhob.

Babet vermogte nicht eher von sich und ihren Schicksalen ausführliche Rechenschaft zu geben, bis sie wuste, daß Wilhelm lebe, und daß Hoffnung zu

seiner Rettung vorhanden sey. Freudig bot sie ihr Kästgen zur Unterstützung dar; ein Anerbieten, dessen man sich im Nothfall zu bedienen versprach. Sie folgte ihren Befreyern in die ländliche Hütte, um dort den Ausgang des gefährlichen Unternehmens abzuwarten, und für das Leben ihres Freundes zu beten.

Wir haben das gute Hannchen in einer sehr bedenklichen Lage verlassen, und wenn man noch dazu rechnet, was zu jener Zeit ein Maire sich ungestraft erlauben durfte, so muß man allerdings für ihr Schicksal zittern. Außer ihrem eignen Kummer, trug sie auch noch den Gram der sanften jungen Frau schwer auf ihrem Herzen; denn Beaublancs Gattin konnte es nicht länger verbergen, daß die neue Untreue ihres Mannes ihr kein Geheimniß war. Freylich muste sie sich selbst gestehn, Hannchens Betragen sey untadelhaft; aber diese schöne Fremde blieb doch immer die Räuberin ihrer Ruhe, lieben konnte sie sie nicht. Gern erzeigte sie ihr die kleinen Aufmerksamkeiten, die sie ihrem Unglück, und der Gastfreundschaft schuldig zu seyn glaubte; doch die herzliche Freundlichkeit, die allein solche Aufmerksamkeiten würzt; die stand nicht in ihrer Macht. Eine frostige Höflichkeit war alles was sie zu geben vermogte, und welcher edlen Seele ist diese nicht empfindlicher als offenbarer Haß? —

Man fieng an sich nur bey Tische zu sehen;

man begrüßte sich kalt; man verweilte bey Wettergesprächen, und jeder war froh, wenn das Desert auf die Tafel gesetzt wurde. Beaublanc selbst spielte eine sehr drückende Rolle. Je mehr er sein eignes Unrecht fühlte, je mehr suchte er den Grund desselben außer sich, wie die Menschen gewöhnlich zu thun pflegen. Das frostige Benehmen seiner Gattin gegen seine Geliebte entgieng ihm nicht; er machte ihr Vorwürfe darüber, wenn sie allein waren; sie antwortete ihm nur durch Thränen, die ihn noch mehr erbitterten, kurz, das Verhältniß zwischen den handelnden Personen war nach und nach so lästig geworden, daß man nothwendig eine traurige Catastrophe befürchten muste, wenn nicht bald ein barmherziger deus ex machina ins Mittel trat.

Einst hörte Hannchen in der Abendstunde einen Wagen vor die Thüre rollen, um den sie sich nicht weiter bekümmerte. Als aber gleich darauf das ganze Haus in lebhafter Bewegung war, Reisegepäck die Treppe herauf geschleppt wurde, und Beaublancs Kinder fröhlich herumhüpften und jubelten; da fragte sie den Bedienten, der ihr Licht brachte: ob fremde Gäste angekommen wären? — „Unsers Herrn Großmutter,“ versetzte der Mensch.

Die Nachricht war Hannchen lieb, theils, weil sie hoffte, daß Beaublanc, in Gegenwart seiner Großmutter, seine Frau mehr schonen werde; theils, weil in einer Gesellschaft von Personen, die

gegen einander verstimmt sind, ein Fremder, der von ihren Verhältnissen nichts weiß, immer willkommen ist, indem er die Unterhaltung erleichtert. Hannchen gieng daher, als man sie zur Tafel rief, mit minder schwerem Herzen hinunter, als sie seit mehreren Wochen gewohnt war. Sie erblickte auf dem Sofa eine ehrwürdige Matrone, die bey ihrem Eintritt aufstand, und mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit, zu welcher das Alter berechtigt, ihr entgegen kam. Beaublanc stellte ihr die alte Dame vor, mit den Worten: „meine Groß„mutter, Madame Jerome."

Madame Jerome? stotterte Hannchen und entfärbte sich. — Madame Jerome? wiederholte sie mit einem Erstaunen, welches den Umstehenden auffiel.

„Sie scheinen diesen Namen zu kennen?" sagte die Dame, „ich will hoffen, daß er Ihnen nicht „verhaßt ist?"

Mir dieser Name verhaßt? — Jerome hieß mein Vater!

Beaublanc stutzte. Die Alte erschrack. Mit sichtbarer Angst rieb sie sich die Hände, und stammelte die Worte: Sie sind eine Deutsche?

„Mein Vater," versetzte Hannchen, „war ein „Franzose, der vor mehr als zwanzig Jahren sein „Vaterland verließ."

Sein Vorname?

„Joseph Aimé."

Großer Gott! rief die Alte — ihre Kniee

wankten — sie sank in Beaublancs Arme. Und kurz, warum sollen wir länger verheelen, was der Leser schon errathen hat: sie war Hannchens Großmutter, der Maire Hannchens leiblicher Vetter.

Eine lockere Lebensart und gehäufte Schulden hatten die Alte vormals gegen ihren Sohn aufgebracht; sie verbannte ihn aus ihrem Angesicht, und zwang ihn durch ihre Strenge, sein Glück in fremden Ländern zu suchen. Die Noth — der große Lehrmeister, der seine Zöglinge entweder zur Tugend oder zur Verzweiflung führt — hatte den Verstoßenen auf die Bahn der Ordnung und des Fleißes zurückgebracht; doch wollte er seiner Mutter nicht eher Nachricht von sich ertheilen, bis er so viel gesammelt haben würde, daß er ihrer Hilfe entbehren könnte, damit sie nicht glauben mögte, er spiele blos den Reumüthigen, um ihr Geld zu entlocken. Als dieser Zeitpunkt endlich gekommen war, schrieb er die rührendsten Briefe. Doch eine Reihe von Jahren war indessen verflossen; seine Familie hatte mancherley Schicksale erlebt; aus der Piccardie, wo sie vorher wohnte, war sie, durch Begebenheiten, die nicht hieher gehören, nach Languedoc versetzt worden; seine Briefe erreichten daher nie den Ort ihrer Bestimmung.

Dieses vergebliche Harren auf eine mütterliche Antwort verbitterte lange sein häusliches Glück. Er konnte sich nur zwey Ursachen denken: entweder seine Mutter war unversöhnlich, oder sie

war todt. Das Erstere verwarf sein Herz; er beweinte sie daher als abgeschieden, und hörte auf zu schreiben.

Madame Jerome hingegen hatte schon längst ihren Zorn vergessen, denn der Zorn einer Mutter ist eine Schneeflocke im May. Sie machte sich selbst die bittersten Vorwürfe über ihre Härte; sie sah in nächtlichen, einsam durchweinten Stunden ihren unglücklichen Sohn dürftig und verlassen umher irren. — Wie gern hätte sie ihn zurückberufen! aber in welchem Welttheile sollte sie ihn suchen? — wie sehnsuchtsvoll harrte sie auf einen kindlichen Wink von ihm — aber er schwieg! — wie oft ließ sie ihn durch die Zeitungen einladen, aber er kam nicht! denn kein hilfreicher Zufall führte ein solches Blatt in seine Hände. Er, der trotz seines Leichtsinns, immer so kindlich und fromm gegen sie gesinnt war, er sollte so lange schweigen? — ach nein! er ist todt! er ist ein Opfer ihrer unnatürlichen Härte geworden! —

Dieser Vorwurf, der unaufhörlich an ihrem Mutterherzen nagte, zog einen düstern Nebel über ihre Herbsttage — und nun — aus diesem schweren Traume so sanft erwacht! — Zwar — ihr Joseph war dahin! — aber er hatte doch frohe Tage genossen, und an seiner Statt erschien ihr ein verjüngtes Ebenbild, das sie in schmelzenden Tönen **Mutter** nannte; ein Geschöpf, das ihr angehörte, und auf dessen Besitz sie stolz seyn durfte.

Nun gewann Alles ein ganz anderes Ansehn im Hause. Vetter Beaublanc hörte auf furchtbar zu seyn, seitdem eine so nahe Verwandschaft ihm neue Pflichten, und die Gegenwart seiner Großmutter einen heilsamen Zwang auflegte. Er schämte sich, wenn er bedachte, daß sie ein Recht hatte ihm zu sagen: „Baptiste! erinnere dich, wie feu„rig du um deine Gattin warbst; was ich selbst „gethan und aufgeopfert habe, um dir ihren Be„sitz zu erringen.“ — Er zitterte, wenn es ihm einfiel, seine gute Frau könne über ihn klagen; und in welchem Lichte er dann vor den Augen einer Mutter erscheinen müsse, der er so viele Wohlthaten verdankte — die er, bey allen seinen Verirrungen, doch nie aufgehört hatte kindlich zu lieben.

Endlich vollendete Hannchen seine Besserung durch einen Schritt, der ihr nur möglich war, seitdem sie Beaublanc als ihren Vetter betrachtete, und an der Großmutter eine feste Stütze neben sich wuste. Sie suchte nämlich — was sie sonst so sorgfältig vermied — eine Gelegenheit mit ihm allein zu seyn. Sie lenkte selbst das Gespräch auf eine Sache, die sie vormals nicht bemerken wollte, auf seine Leidenschaft für sie — Dann redete sie mit solcher Innigkeit an sein Herz; schilderte den Gram seiner Gattin und ihren eigenen mit solcher Wahrheit und Wärme; mischte solche herzliche Versicherungen der Freundschaft und Dankbarkeit in die schonenden Vorwürfe, daß er zer-

knirscht zu ihren Füßen sank, und sie mit aufrichtigen Thränen bat, sein abgeschmacktes Betragen zu vergessen.

Die Ersten Augenblicke der Reue erhalten eine besondere Kraft durch die Tugend, die immer willig ist, sich wieder schwesterlich zu nähern, so bald nur ein leiser Wink sie ruft. Beaublanc fühlte plötzlich einen Muth in sich, der ihn mit lang entbehrten Frohsinn belebte. Er freute sich, daß es ihm so leicht wurde, alles zu Hannchens sicherer Abreise zu veranstalten. Einige Tage muste sie freylich noch der wiedergefundenen Großmutter schenken, aber die gute Alte war billig genug, nicht mehr als einige Tage zu fodern, unter der Bedingung: daß Hannchen sie mit Kind und Gatten besuchen solle, so bald die Stürme der Republik eine solche Reise verstatten würden.

Durch reiche Geschenke doppelt für alles entschädigt, was der wüthende Pöbel ihr geraubt hatte; mit Pässen versehen, die ihre Reise hinlänglich sicherten, und mit der süssen Ueberzeugung, das häusliche Glück ihrer guten Wirthin wieder hergestellt zu haben, setzte sie ihren Weg nach Guienne fort.

Neunzehntes Kapitel.

Die Entwicklung.

Dem Reisenden, der nach langer Trennung, die Thürme einer Stadt von ferne erblickt, in welcher Menschen hausen, die ihm durch sein Herz verwandt sind, ach! wie seltsam, bänglich, froh wird ihm zu Muthe! Jeden Bauer, der vom Wochenmarkte zurückkehrt, jeden Bürger, der ihm am Feyerabend von seinem Krautfelde entgegen schlendert, mögte er fragen: „kennst du den, in „dessen Arme ich eile? ist er gesund und froh?“ —

Wie verdrüßlich macht ihn jede Krümmung der Straße; wie ärgerlich verwünscht er die Fühllosigkeit des Postillions; der gerade nun, so nahe dem Ziele, bald den Steigbügel länger schnallt, bald einen Krug Bier im ödesten Wirthshause leert. Er, dessen ganzes Wesen sich in Sehnsucht auflöst, hat keinen Sinn für Hunger oder Durst. — Jetzt knallt die Peitsche und die Pferde laufen im frischen Trab, der Wagen rollt den Berg hinab, die Seele flog schon voraus. O Prüfung der Geduld! jetzt ist noch eine Strecke Sand zu durchwaten, und die Rosse werden plötzlich zu Schnecken. Da sitzt er nun, und faßt mit beyden Händen die Wagenthüren, und wiegt sich, als wollte er nachhelfen und nachschieben; jeden Augenblick

steckt er den Kopf aus dem Schlage, um die Sandwüste zu messen, die ihm unendlich wie die Sahara vorkömmt.

Das waren Hannchens stürmische Gefühle als sie sich der Stadt näherte, in welcher sie ihren Gatten wiederfinden sollte. Endlich erreichte sie das Stadtthor, und hier erwartete sie ein neues Hinderniß. Ihre Pässe müssen untersucht werden; denn daß die Natur den leserlichsten Paß der Tugend und Unschuld auf ihre Stirne schrieb, das konnte ihr nur am Ohio-Fluß oder an der Hudsons-Bay Dienste thun. Es werden Brillen hervorgezogen, die Beschreibung ihrer Person wird mit dem Original verglichen; Formalitäten und Unterschriften in allen Ecken; hier ein Municipalitäts-Beamter, der seine Würde zu zeigen glaubt, indem er seine Pflicht mit möglichster Langsamkeit verwaltet; und dort eine Polizeymücke, die um das Licht ihrer Augen schwirrt.

Jetzt ist alles durchgeschniffelt, Paß und Gepäck mit dem Siegel der Freyheit gestempelt; jetzt hebt sich der Postillion schwerfällig auf das Pferd, und fragt im Zurückblicken: wo will Madam logiren?

„Im ersten besten Wirthshaus“ antwortet Hannchen hastig, und nun kriecht ihr Fuhrwerk langsam durch die Strassen. Der Markt war mit Menschen angefüllt, Menschenköpfe an allen Fenstern — Hannchen sah Niemand, sie suchte Wil-

helms Gesicht. Der Pöbel schien in großer Bewegung, die Worte Mörder und Guillotine schollen hier und da aus weit aufgerissenen Mäulern — Hannchen vernahm nichts, denn sie horchte nur auf Wilhelms Stimme. Mit einem leichten Sprunge berührte sie die Erde, als der Wagen vor einem Gasthofe hielt. Eine geschwätzige Wirthin führte sie die Treppe hinauf, und unterhielt sie sogleich mit der Mähr des Tages: daß ein Kriegsgefangener Offizier, der einen geschwornen Priester ermordet, und dessen Nichte geschändet, so eben ins Gefängniß geschleppt worden, und daß er vermuthlich in Kurzem seinen Lohn unter der Guillotine empfangen werde.

Hannchen erschrack freylich, bey dem Worte Krigsgefangener, beruhigte sich aber sogleich, als sie die Gattung des Verbrechens vernahm, das man ihm aufbürdete. „Er hat an meinem Tische „gespeist“ setzte die gesprächige Wirthin hinzu; „er „schien ein so stiller, braver junger Mann zu „seyn; ich hätte ihm ohne Bedenken meinen Geld„kasten und meine Tochter anvertrauen wollen. „Aber stille Wasser sind tief. — Tapfer mag er „gewesen seyn, denn er trägt ein Ordenskreuz, „und man nannte ihn Herr Major.“

Jetzt senkten sich Bleyklumpen in Hannchens Füsse und das Blut floh von ihren Wangen. — Ein Orden? — Major? — wie hies er?

Ach! er hatte einen schweren deutschen Namen, die Wirthin verstand nicht ihn auszusprechen. Aber wie sah er aus? — Sie beschrieb ihn Zug für Zug; es war nicht zu verkennen, daß Wilhelm zu diesem Gemählde gesessen. Von Hannchens blasser Lippe bebte der Name Eichenhorst! und — „Recht! donnerte die Wirthin darein, „recht Eichenhorst hieß er!“

Das arme Weib schlug zu Boden, Nacht umschleyerte ihr Auge, der Puls ihres Herzens stockte, und nur ein Krampf, der ihre Lippen leise bewegte, verrieth noch Leben. Die erschrockene Wirthin rief alle Heiligen zu Hilfe, und half indessen selbst so gut sie konnte. „Ach du mein Gott! ach! „die arme Madam!“ rief sie einmal über das andere, und willfährige Thränen strömten aus ihren Augen, als sie hörte, daß sie des unglücklichen Gefangenen unglückliche Gattin herberge.

Sie verschloß sogleich die Thüren, damit der Pöbel diese Entdeckung nicht wittere, und die Unschuld mit dem Verbrechen vermenge. Aber Hannchen raste! sie wollte hinaus — sie wollte sich den Richtern zu Füssen werfen — auf offenem Markte ihres Gatten Unschuld beschwören — die gutmüthige Wirthin mußte sie mit Gewalt zurück halten, muste ihr Geschrey durch verschlossene Fensterladen ersticken, und ihr tausendmal wiederholen, daß sie den Untergang ihres Gemahls beschleunigen werde. Erst als Hannchens Kräfte erschöpft

waren; als sie Athemlos auf der Ottomanne lag, und die Zähren, die bis jetzt von der Wuth zurückgehalten wurden, sich langsam und schwer über ihre Wange stahlen; erst dann vermogte sie zu hören, was die Wirthin tröstend sprach.

„Ich will gern glauben," sagte die menschenfreundliche Alte, „daß er das grausame Verbre„chen nicht begangen; ich will es glauben, weil Sie „ihn so lieb haben, und weil ich ihn selbst lieb „gewonnen, da er so viele Wochen sittsam und still „an meinem Tische gesessen; aber was kann ihm „seine Unschuld helfen? — Ach! Herzens Madam! „mit der Unschuld kommen wir heut zu Tage nicht „durch. Entweder der Schein ist wider ihn, oder „er hat mächtige Feinde; nur Geld kann ihn „retten."

Hannchen deutete hastig auf ihren Koffer.

„Ich verstehe Sie," fuhr die Wirthin fort, „Sie haben Geld; Sie wollen Alles aufopfern?"

Hannchen nickte, und ihre gelähmte Zunge versuchte das Wort Alles auszusprechen. —

„Nun so beruhigen Sie sich nur eine kleine Weile, ich will meinen Mantel überwerfen, ich „will mich unter die Leute drängen, und hören, „wie es steht. Wenn er unschuldig ist, so wird ihn „der Gott nicht verlassen, der den Daniel in der „Löwengrube schützte, und wird uns Mittel zeigen „ihn zu befreyen."

Mit diesem Trostspruch wanderte sie hinaus, und ließ Hannchen in Todesangst zurück. Am Ersten Abend wollte es der guten Wirthin nicht gelingen, etwas zum Vortheil des Gefangenen auszuspüren. Hannchens Zustand grenzte an Wahnsinn; ein Fieber schauerte durch ihre Gebeine, gegen Morgen phantasirte sie. Die Wirthin wich nicht von ihrem Bette; erst als der Tag anbrach, überließ sie die Pflege ihrer Tochter, und eilte aufs neue hinaus, von Menschenliebe beseelt, um die Arzney der Hoffnung zu suchen.

Gegen Mittag kam sie mit einem National-Gardisten zurück, den sie geheimnißvoll vor Hannchens Bette führte. „Dieser brave Mann" flüsterte sie der Kranken zu, „ist Einer der Wächter „Ihres Gatten." — Hannchen fuhr in die Höhe, und umklammerte krampfhaft die Hand des Fremden. Ihr Auge war heiß und roth, ihr Blick glühend, aber keine Thräne quoll hervor.

„Madam," sagte der Soldat, „Ihr Zustand „würde mich rühren, wenn ich auch sonst keine „Gründe hätte, mein Leben für Ihren Mann zu „wagen." — Hannchen winkte der Wirthin ihr ein Kästgen zu reichen, das zu den Füssen des Bettes stand. Sie öffnete dasselbe, es war ganz voller Goldstücke. Mit einer wehmüthig flehenden Miene überreichte sie es dem Soldaten, der es unwillig zurückschob.

„Madam,“ sagte er, mit dem Ausdrucke beleidigten Edelmuths, „Ihr Mann hat sich in die „Flammen gestürzt, um meine Kinder aus dem „Feuer zu retten. Ich hoffe, das sey genug, um „Ihr Kästgen wieder zu verschließen. Hier ist mei„ne Hand, ich rette Ihren Mann, oder ich sterbe „mit ihm.“

Hannchen wollte die dargebotene Hand küssen; wohlthätige Thränen fanden wieder den Weg zu ihren Augen; ein nasser Blick gen Himmel dankte Gott und ihrem Retter. — Als der Hoffnungsstrahl, wie ein electrischer Funke, das Band ihrer Zunge wieder gelöst hatte, als sie wieder sprechen konnte; da wollte sie dem edlen Manne wenigstens so viel aufdringen, als er zu Bestreitung der Unkosten nöthig haben könne; aber er bestand darauf, daß er diese That allein thun müsse, und wenn sie ihm seinen letzten Heller kosten solle.

Jetzt foderte sie Schreibzeug, um dem Gatten ihre Gegenwart zu verkünden, und ihm ein Wort des Trostes in seinen Kerker zu rufen; doch der Soldat weigerte sich, den Brief zu bestellen. Nicht einmal von Hannchens Ankunft wollte er den Gefangenen unterrichten, weil zu befürchten war, seine Freude mögte ihn verrathen.

„Geduld!“ sagte der biedere junge Mann: „Ge„duld bis morgen oder übermorgen! bis dahin „muß es entschieden seyn. Unterdessen wird diese „gute Frau, sobald es Nacht wird, Sie in mein

„Dorf bringen; dort mögen Sie sich bey meiner „Frau verbergen, und den Ausgang ruhig ab„warten.“

Ruhig? seufzte Hannchen.

Der Soldat sprach ihr Muth ein, unterrichtete die Wirthin, welchen Weg sie zu nehmen habe, und eilte wieder auf seinen Posten, um keinen Argwohn zu erregen. Fieber und Schwäche vergessend bereitete sich Hannchen zur Abreise, und als die stille Nacht ihren Schleyer ausbreitete, da trat sie in Begleitung der ehrlichen Wirthin, den Weg an, und klopfte um Mitternacht an die Hütte des jungen Weibes. Sie wurde als die Gemahlin eines Wohlthäters empfangen, und fand in Babet eine Schwester.

Was in dem Herzen dieses holden Mädchens vorgieng, als es so plötzlich die Gattin des Geliebten erscheinen sah, das mögen die Herzenskündiger ergründen. Aber ihre Neigung war zu rein und schuldlos, um irgend einer Anwandlung von niederer Eifersucht Raum zu geben. Sie sah nur Wilhelms Gefahr, vergaß ihre Wünsche, ihre Träume, und kettete sich fest an ein Geschöpf, das, eben so innbrünstig als sie, für seine Rettung betete.

Gott erhörte das Gebet dieser beyden verschwisterten Engel. Am Abend des dritten Tages erhielten sie Botschaft und Befehl, sich um Mitternacht auf der Straße nach Limoges, an einem bezeichneten Platze einzufinden. Zitternd eilten sie dahin —

schwei-

schweigend sassen sie im Grase, und bebten bey jedem Rauschen eines Blattes. Hoch klopften ihre Herzen, als ihre lauschenden Ohren in der Ferne das Rasseln eines Wagens vernahmen — und als er immer näher und näher kam — und als er still hielt — da flog die junge Bäuerin pfeilschnell die Straße entlang — und Babet keuchte ihr nach — und Hannchen wankte zwischen Furcht und Hoffnung mit bebenden Knieen, bis sie sich nicht mehr zu halten vermogte — und in die Arme ihres Gatten sank.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Wer verzeiht es nicht meinem Helden, wenn er, bey diesen wundergleichen Erscheinungen, sich erst besinnen muste, ob sein Kopf schon vom Rumpfe getrennt sey, und er nur Elysiums Schattenbilder um sich schweben sehe? — Doch die Erklärung aller dieser Wunder ihm hier auf einer häufig betretenen und befahrenen Landstraße mitzutheilen, war nicht rathsam. Der wackere Soldat schüttelte Wilhelm aus seinem Taumel auf, und führte ihn an das Gebüsch, wo ein grosser, offener Bauerwagen seiner harrte, mit allem bepackt, was eine sichere Flucht befördern konnte.

In zehn Minuten sah sich Wilhelm von seinen Fesseln befreyt. Die Uniform machte einem leinenen Bauerkittel Platz, sein Haar verkroch sich unter eine rothe Mütze. Auch Hannchen und Babet hatten ihre wallenden Locken in minder reizende Zöpfgen geflochten. Grobe Halstücher versteckten, was stark ausgeschnittene Mieder zu verrathen drohten; kurze dicke Röcke verbargen den Grazien Wuchs und ungeheure Holzschuhe die niedlichen Füsse.

Schon hatten Babet und Hannchen unter Thränen der Rührung von ihrer guten Wirthin Abschied genommen; schon hatte Wilhelm sie auf den Wagen gehoben, und war im Begriff selbst nachzusteigen; als eine unverhoffte Entdeckung ihn plötzlich anderes Sinnes machte, und ihn fast bestimmte, freywillig in seinen Kerker zurück zu kehren. Bis jetzt nämlich war es ihm in der Betäubung noch nicht beygefallen zu fragen: wer ihr Führer seyn werde? und jetzt erst wurde er gewahr, wie groß das Opfer der Dankbarkeit sey, welches die ehrliche Bauerfamilie ihm brachte.

Der Soldat war mit seinem Weibe einige Schritte seitwärts gegangen; Wilhelm sah, wie sie ihn ängstlich umklammerte; er hörte sie schluchzen, und schluchzend fragen: „wann sie ihn wieder sehen werde?“ — er hörte, wie der Mann sie mit gebrochenen Worten tröstete; wie er sie und seine Kinder segnete, und zurückzukommen

versprach, sobald sein Leben nicht mehr in Gefahr seyn werde. — Das arme Weib konnte nicht von ihm lassen, immer zog sie ihn wieder nach sich in eine letzte Umarmung; bis der Mann ihr zuflüsterte: „gedenke der Feuersbrunst und unserer „Pflicht!“ — da ließ sie ihn los.

Nun in Gottes Namen! sagte er und gieng; das Weib blieb stehn und rang die Hände. — „Nein!“ rief Wilhelm ihm bewegt entgegen: „nein! so theuer erkaufe ich mein Leben nicht. „Wenn meine Rettung dich zum vogelfreyen Flüchtling, dein Weib zur Wittwe und deine Kinder „zu Waisen macht, so gehe ich lieber zurück in „mein Gefängniß, und morgen zum Tode.“

Diese Worte streuten den Schrecken unter die kleine Gesellschaft. Babet und Hannchen fuhren von ihren Sitzen in die Höhe, der Soldat stutzte, und sein Weib trocknete schnell ihre Thränen und erstickte ihre Seufzer. — „Was willst du?“ hub der Gardist mit fester Stimme an: „setze dich ru„hig auf den Wagen. Der Schritt, der meinen „Kopf auf das Spiel setzt, ist einmal gethan, „zurückthun läßt er sich doch nicht. Gesetzt auch, „du giengest wieder in dein Gefängniß, so mögte „es schwerer seyn, unbemerkt hinein zu schlüpfen, „als es war, heraus zu kommen. Man hat dich „bereits vermißt; wo nicht, so kannst du vor Ta„ges Anbruch die Stadt doch nimmer erreichen; „und dann ist es für deinen Wächter gleich ver-

„derblich, ob du wirklich entflohst? oder nur mit „seiner Hilfe entfliehen wolltest? Laß uns eilen! „ich vertraue Weib und Kind dem Schutze Got„tes und meines Bruders, der nicht mit auf dem „Posten war, und folglich nichts zu verantworten „hat. Ich bringe euch über die Gränze, und „harre dort so lange, bis der Tyrann meines Va„terlandes gestürzt ist; das wird über kurz oder „lang gewiß geschehn, denn ich kenne die Stim„mung meiner Brüder. Dann wird die Gerech„tigkeit wieder freyer athmen, und es wird kein „Verbrechen mehr seyn, zu thun, was Dankbar„keit und Menschenliebe heischen. Wohlan! in „Gottes Namen!“

Er ergriff des Pferdes Zügel und schwang sich in den Sattel. Wilhelm, durch seine Worte zwar nicht beruhigt, aber doch überzeugt, daß ein Schritt zurück in des wackern Mannes gefahrvollen Lage nichts ändern könne, ergab sich in die Gewalt der Umstände, setzte sich an Hannchens Seite, und der Wagen rollte davon.

Mit Louvets Feder ausgerüstet, würde die Beschreibung dieser Flucht den Leser mit banger Erwartung füllen, ihm oft den Athem hemmen, und alle Fibern seiner Aufmerksamkeit spannen. Fünf Nächte flohen sie auf ungebahnten, nur allein ihrem Führer bekannten Wegen. Am Tage verbargen sie sich in dicke Wälder und Bergklüfte. Zweymal brach ihr Fuhrwerk an Felsenstücken; in

der dritten Nacht geriethen sie auf einen Irrweg, erblickten mit Entsetzen bey anbrechender Morgendämmerung die Thürme einer großen Stadt in einer geringen Entfernung, und als sie schnell die Pferde wandten, um dieser Gefahr zu entfliehen, stürzte eines derselben todt zur Erde.

Männlicher Muth und weibliche Standhaftigkeit überwanden endlich alle Gefahren; die Morgensonne des fünften Tages gieng ihnen auf schweitzerischer Gränze auf. Hier trennte sich ihr braver Führer von ihnen. Vergebens öffnete Hannchen ihren Beutel und Babet ihr Schmuckkästgen, um ihn wenigstens in seinem Exil vor Mangel zu sichern. „Ich kann arbeiten," sagte er, „Fleiß „und Redlichkeit sind überall willkommen. Wollt „ihr mir die Trennung von den Meinigen erleich„tern, so gebt mir nichts, auf daß ich bey mei„ner Arbeit immer denken könne: ich habe ge„than, was recht war."

Bey diesen Worten schüttelte er einem jeden die Hand und gieng. Wilhelm ihm nach. Draussen hieng er an seinem Halse; der beredteste Dank floß aus den Augen des Befreyten. Er ließ sich den Namen seines Wohlthäters wiederholen, zeichnete ihn sorgfältig in seine Schreibtafel, und verließ ihn mit den Worten: „so wahr ich ein ehr„licher Mann bin! du sollst von mir hören."

Gegen Mittag erreichte Wilhelm mit seinen schönen Gefährtinnen eine Stadt, wo sie von den

vielen überstandenen Mühseligkeiten auszuruhen beschlossen. Dort öffneten sich die Herzen zum Erstenmale traulichen, unbefangenen Gesprächen; keine Furcht band mehr ihre Zunge, keine Gefahr verschloß mehr ihr Gedächtniß für die Vergangenheit oder trat ihren Hoffnungen für die Zukunft in den Weg.

Jetzt erst konnte Hannchen mit herzlicher Theilnahme nach dem Freunde ihres Gatten fragen, und Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, ihr, in Babets Gegenwart, die Geschichte seines Herzens mitzutheilen. Er gewann dabey den Vortheil, daß er seine Worte nicht an Babet zu richten brauchte, und Babet durfte im Stillen erröthen, da ihres Freundes Blicke zu bescheiden waren, um diese holde Schaamröthe aufzuhaschen.

Er schilderte jetzt Fritzens Leidenschaft mit den glühendsten Farben, breitete sich redselig über alle die vortreflichen Eigenschaften aus, die sein Freund, durch Blödigkeit gefesselt, so wenig geltend zu machen gewußt hatte, und beschloß mit dem feurigen Wunsch, (den er aber gen Himmel und nicht an Babet richtete) daß dieses holde Geschöpf die Erste Liebe eines würdigen Jünglings einst durch Gegenliebe belohnen möge.

Babet schwieg und schlug die Augen nieder. Was eigentlich in ihrem Herzen vorgieng, wagen wir nicht zu enthüllen; aber daß alles, was sie hörte — verbunden mit der Unmöglichkeit den-

jenigen zu besitzen, der den Ersten Eindruck auf ihr junges Herz machte, und jetzt so warm für einen andern sprach — verbunden mit ihrer hilflosen Lage in einem fremden Lande — keinen ungünstigen Eindruck für Fritzen hervorbrachte, das dürfen wir vermuthen.

Auch Wilhelm schwieg, und überließ es nun seiner Gattin, der er einen bedeutenden Wink gab, den Wünschen seines Freundes vorzuarbeiten, überzeugt, daß ein Frauenzimmer bey einem solchen Auftrage ganz an der rechten Stelle ist.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Tyranney der Ehre.

Zwey Tage waren verflossen. Ruhe und Sehnsucht nach ihrem Kinde hatten Hannchen mit neuen Kräften ausgerüstet. Eine Wolke, die sie schon heute und gestern auf Wilhelms Stirn gewahr wurde, und deren Entstehen sie sich nicht erklären konnte, hoffte sie durch eine schnelle Abreise zu verscheuchen. Sie bat ihn daher, alles auf den nächsten Morgen zu veranstalten, und er versprach es.

Zwar schien dieses Versprechen ihm Mühe zu kosten; er schien mit Widerwillen die Reiseanstalten zu besorgen, und am letzten Abend war er un-

gewöhnlich tiefsinnig, Wehmuth trübte seinen sonst so hellen Blick. Hannchens Auge ruhte oft forschend auf ihm; da sie aber das Warum und Woher durchaus nicht ergründen konnte, und er ihren Fragen ängstlich auswich; so erwartete sie von der Zeit des Räthsels Auflösung, und verscheuchte die aufsteigenden Grillen durch den Gedanken an das Wiedersehen ihres Säuglings.

Der Morgen kam. Hannchen erwachte heiter, und fand Wilhelm nicht mehr neben sich. Am Tage der Abreise, da noch so manches zu besorgen war, fiel ihr das eben nicht auf. Sie sprang aus dem Bette, lief in das Nebenzimmer, um Babet schäckernd zu wecken, und fieng dann rasch an, sich mit dem Einpacken zu beschäftigen.

Jetzt wurde das Frühstück gebracht, und zu gleicher Zeit übergab ihr der Kellner einen versiegelten Brief. Sie warf einen Blick darauf und erblaßte — die Aufschrift war von Wilhelms Hand. Hastig und zitternd erbrach sie ihn, und las folgendes:

„Gutes Weib! ich kann nicht mit dir ziehn „— mein Ehrenwort bindet mich, im muß es „lösen. Ich darf, um meiner noch gefangenen „Brüder willen, keinen Mißbrauch von der Frey„heit machen, für welche wir unsere Ehre ver„pfändeten. Aber sey ruhig. Nicht jenem ver„blendeten, blutdürstigen Pöbel werde ich mich in „die Hände liefern. Es giebt noch wackere Män-

„ner in Frankreich, die mich schützen werden,
„bis zu der nahen Auswechslung. — Zürne nicht;
„ich bin Gatte, und Vater, aber auch Bürger
„und Soldat. Ich kann nicht als ehrloser Flücht-
„ling in meinem Vaterlande erscheinen, ich kann
„nicht als ein Wortbrüchiger in deinen Armen ru-
„hen. — Wenn eine frohe Ahndung mich nicht
„trügt, so sehen wir uns bald, recht bald wieder.
„— Reise glücklich! bringe unserm Kinde meinen
„Segen! — ich verlasse dich fern vom Schau-
„platz des Krieges, eine ruhige Straße steht dir
„offen in deine Heymath, du hast eine liebens-
„würdige Gesellschafterin, einen treuen Bedienten,
„und Geld mehr als du bedarfst — ich bin ru-
„hig. Reise, geliebtes Weib! reise heute noch,
„alle Anstalten sind gemacht. Enthalte dich aller
„fruchtlosen Versuche mich auszuforschen; wenn
„du diesen Brief liesest, bin ich schon auf französi-
„scher Gränze. — Nimm den kürzesten Weg nach
„Hause, stürze dich nicht in neue Gefahren, ge-
„denke unsers verwaißten Kindes! — Gottes En-
„gel geleite dich! und verkürze unsere Trennung!“

Ein Blitz aus wolkenlosem Himmel, der plötz-
lich neben dem ruhenden Wanderer die Eiche spal-
tet, ist minder betäubend als dieser Schlag. Bleich
und bebend stand das arme Hannchen, und hielt
den Brief der bestürzten Babet hin. — „Ach Wil-
helm! Wilhelm! was hast du gethan! — du
gehst in ein Land, wo kein Völkerrecht dich schützt—

„und ich soll ruhig seyn! — in ein Land, wo „man edler Gesinnungen spottet; wo die Weni„gen, die noch menschliches Gefühl im Busen tra„gen, sich unter der eisernen Ruthe der Tyranney „beugen müssen — und ich soll ruhig seyn! — „Tausend Gefahren habe ich getrotzt — auf Dor„nen und zwischen Abgründen bin ich bis zu dir „gedrungen — und du verlässest mich! — Ach „Wilhelm, was hast du gethan!“ —

So wimmerte sie unter dem schweren Druck ihrer Angst, und war taub für den kargen Trost ihrer Freundin. Mit erschöpftem Muthe, ohnmächtig hingegeben, unfähig irgend einen Entschluß zu fassen, that sie, wie eine bewustlose Kranke, alles was man von ihr foderte; willigte, ohne Theilnahme, in Babets Verlangen, diesen Ort der Trauer zu verlassen, folgte ihr gehorsam, wie ein Kind, in den Wagen, saß da, in sich gekehrt, in banger Starrsucht, wuste nicht wohin man sie führte, und bekümmerte sich auch nicht darum.

Nur erst dann, als die Luft ihres Vaterlandes sie anwehte, als sie Deutschlands Gränze schon betreten hatten, gelang es Babet zuweilen, sie durch die Erinnerung an ihr Kind aus der Betäubung zu wecken. Und als sie endlich nur noch eine Tagreise von dem Orte ihrer Bestimmung waren, da machte die Gattin der Mutter Platz, der kleine lächelnde Wilhelm schwebte mit seinen

ausgebreiteten Aermgen vor ihr; sie maß im Geist um wie viel er gewachsen; sie hörte im Geist die neuen Worte, die er lallen gelernt hatte, und ergötzte sich an dem Gedanken, daß er, trotz der langen Abwesenheit, die Mutter wieder erkennen werde.

Es war Abend, als sie in einem Städtchen anlangten, wo nur noch zwey kurze Stationen sie von dem Gegenstande ihrer zärtlichen Sehnsucht trennten. Da sie ohne Ruh und Rast bey Tag und Nacht ihre Reise fortgesetzt hatten, so wünschte die ermüdete Babet hier einige Stunden Schlaf zu genießen, und dieser Wunsch wurde noch lebhafter durch die Warnung des Wirths, der ihnen von einem nahen Walde erzählte, in dem es nicht geheuer sey. „Ein Haufe lüderliches Gesindel,“ sagte er, „deutsche Deserteurs, verlaufene Holländer und verjagte Franzosen, haben sich hier gesammelt, und machen die Straßen unsicher. „Die nahe Gränze begünstigt ihren Unfug. Mord- „und Raubgeschichten — freylich wohl mit Zusätzen vermehrt, aber doch immer noch fürchterlich „genug, wenn man auch nur die Hälfte glaubt „— gehen von Ohr zu Ohr. Zwar hat schon, „wie es heißt, die Regierung kräftige Anstalten „getroffen, ein starkes Detaschement von Soldaten „soll den Wald umzingeln und säubern,“ aber ob dieses Detaschement wirklich schon ausgerückt sey? ob und mit welchem Glücke es den erhaltenen Be-

fehl ausgeführt habe? das wuste der Wirth nicht, und so auf gut Glück die Durchfahrt zu wagen, besonders bey Nacht, das schien ihm bedenklich.

Die furchtsame Babet stimmte ein, und erinnerte ihre Freundin an die Bitte ihres Gemahls, sich keiner neuen Gefahr auszusetzen. Aber die mütterliche Sehnsucht verschlang alle Bedenklichkeiten; eine liebende Mutter kennt keine Furcht. Hannchen hatte sich den Augenblick schon so süß geträumt, wo sie morgen, mit Tages Anbruch den kleinen schlafenden Liebling umarmen würde — es war ja eine mondhelle Nacht, und der Wirth gestand ja selbst, daß die Regierung bereits für die Sicherheit der Reisenden gesorgt habe. Das Gerücht vergrößerte auch wohl die Gefahr, der Wald war wohl schon längst von seinen schlimmen Gästen befreyt; solche schauerliche Erzählungen pflegen sich noch lange zu erhalten, wie Gespenstergeschichten von einem alten Hause, dessen Bewohner ruhig schlummern. Kurz, die Sehnsucht der Mutter überwand die Furcht der Freundin, und vom aufgehenden Vollmond begleitet, setzten sie ihren Weg fort.

Ihr Muth wurde noch gestärkt, als sie in der der Entfernung einer halben Meile vor dem gefährlichen Walde, einen Reisenden zu Pferde antrafen, der ohne Anstoß hindurch geritten war, und der ihnen die tröstende Nachricht brachte,

daß bereits Tages vorher zwey wackere Grenadier-Compagnien wirklich ausgerückt wären, und den Wald in aller Stille umzingelt hätten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Räuber.

Es wäre eine interessante Aufgabe für Moritz Magazin der Erfahrungsseelenkunde, warum auf offenen und beleuchteten Plätzen sich auch die Seele ausdehnt, und des Muthes Flämmgen heller in ihr leuchtet? warum hingegen zwischen Felsenklüften oder im Dunkel eines dichten Waldes, die Brust sich enger zusammenzieht, und leise Schauer unwillkührlich sie durchzucken?

So lange die Straße sich durch angebaute Kornfelder schlängelte, und hier und da in den nahen Dörfern ein Hund bellte, so lange wusten die Reisenden nichts von Furcht. Als aber nun der böse Wald immer dunkler und dunkler den Horizont begrenzte; als sie ihn wirklich betraten, und die anfangs einzeln stehenden Bäume sich nach und nach zu undurchdringlichem Gebüsch verdickten; des Mondesstrahl sich nur noch durch Fichtenwände stehlen konnte; da fiengen die guten Kinder an zu beben — ein ängstliches Schweigen

herrschte im Wagen — jedes unverdächtige Geräusch, jeder trügerische Schatten verursachte ihnen Herzklopfen.

Hin und wieder öffnete sich der Wald und bildete kleine Ebenen, von denen der freundliche Mond Besitz genommen hatte; sie athmeten freyer, so oft sie über einen solchen lichten Platz fuhren, und nachdem sie bereits länger als eine Stunde ein Raub heimlicher Angst gewesen waren, wagte Babet das Erste laute Wort, um ihrer Freundin die tröstliche Hoffnung zuzuflüstern, daß das Ende des Waldes nun wohl bald erreicht seyn werde. Aber kaum hatte sie es ausgesprochen, als eine schmetternde Pfeife aus dem Gebüsche zur Linken so fürchterlich durch den Wagen tönte, daß sie mit einem ängstlichen Schrey von ihrem Sitze in die Höhe fuhr. Das Signal wurde in einer geringen Entfernung vor ihnen eb(n so schmetternd beantwortet, und gleich darauf hörte man deutlich Pferdegetrappel und Menschenstimmen.

Gott sey bey uns! sagte der Postillion und kreuzigte sich. In zitternden abgebrochenen Sylben suchte Hannchen noch ihrer Gefährtin die Hoffnung einzuflößen, daß es wohl nur die Grenadiere seyn würden, welche die Räuber aufsuchten, und die Straße bewachten. Aber ein Schuß, der in diesem Augenblicke den Postillion zu Boden streckte, ließ keinen Zweifel mehr übrig. Der Wagen wurde umringt, die Damen kreischten laut

um Hilfe. Ein stattlicher Reiter näherte sich mit gespanntem Pistol dem Schlage, redete sie französisch an, und befahl ihnen gebieterisch zu schweigen, wenn das Leben ihnen lieb sey. Einer seiner Spießgesellen warf den halbtodten Peter vom Kutschbock, ein anderer schwang sich auf den Sattelgaul und trabte Buscheinwärts. Die Räuber umgaben den Wagen von allen Seiten, ein Paar derselben war hinten aufgesprungen, andere ritten voraus als Wegweiser auf dem ungebahnten Pfade.

Aber sie hatten noch kaum einige hundert Schritte zurück gelegt, als der Wagen mit fürchterlicher Gewalt gegen einen abgehauenen Baumstrunk rannte, und die Achse brach. Die Räuber fluchten, die Damen zitterten, es blieb nichts anders übrig, als die lebendige und leblose Beute auszuladen, und den zerbrochenen Wagen stehn zu lassen. Hiezu entschlossen sich die Räuber auf der Stelle, zwanzig Hände waren beschäftigt, das Gepäcke abzulösen, und der stattliche Reiter näherte sich abermals seinen Gefangenen, mit der ziemlich höflichen Bitte, auszusteigen. Sie mußten gehorchen.

Er schien das Oberhaupt der Bande und verließ sie schnell wieder, um seine Leute zu möglichster Eil anzutreiben. Hannchen und Babet saßen auf bemoosten Baumwurzeln, und mußten mit ansehn, wie ihre kleine Haabe herumgezerrt und fortgeschleppt wurde. Den größten Theil dersel-

den lud man dem armen Peter auf die Schultern, und wenn er unter der Last keuchte, so ermunterte man ihn durch Peitschenhiebe. So schnell als eine Hamstergesellschaft ein Maas Korn in ihre Backen nimmt, so schnell hatten die Räuber den Wagen aufgeräumt, und am Ende auch das Tuch herausgeschnitten, um zu sehn, ob keine verborgenen Schubfächer dahinter steckten.

Schon machte sich alles auf den Weg, und fast glaubten die Damen, man werde sich mit der Beute begnügen, und sie allein hier im Walde zurücklassen, denn es schien sich Niemand um sie zu bekümmern. Ihre Lage war so traurig, daß sie selbst dieses fürchterliche Alleinbleiben, mitten in einem unwegsamen Walde wünschen mußten, und Hannchen betete sogar heimlich und innbrünstig darum, denn eine Mutter findet auch wohl durch eine Wüste den Weg zu ihrem Kinde. Aber auch diese elende Hoffnung raubte ihnen bald der Anblick von zwey gesattelten Pferden, die man ihnen vorführte, mit dem Bedeuten, sich darauf zu setzen, um den übrigen so schnell als möglich zu folgen.

Die armen Kinder widerstrebten weinend, und versicherten beyde, daß sie in ihrem Leben noch auf keinem Pferde gesessen; daß sie lieber zu Fusse gehen wollten; aber ihr ängstliches Flehen fand nur taube Ohren. Ein Dutzend wilde Kerls, die sie umgaben, versprachen lachend und spottend

Sorge

Sorge für sie zu tragen, daß sie nicht herunter fallen sollten; und als die Damen noch immer zögerten, ergriff man sie unsanft, um sie mit Gewalt auf die Rosse zu heben.

In diesem Augenblicke fiel ein Hagel von Musketenschüssen, die Kugeln pfiffen an Hannchens Ohr vorbey. Zwey von den Räubern, die ihr am nächsten standen, stürzten todt zur Erde; einige andere schleppten sich verwundet tiefer ins Gebüsch.

Der ganze Wald schien plötzlich zu leben, donnernde Stimmen schallten hinter jedem Baume hervor. Herzu! herzu! rief ein Mann zu Pferde, der sich mit dem Säbel einen Weg durchs Gesträuch bahnte. Hinter ihm blickten Grenadiermützen im Strahl des Mondes.

Die Räuber, die schon voraus geeilt waren, warfen, als sie den Ersten Schuß hörten, ihre Beute ins Gras, griffen zu den Waffen, und sammelten sich muthig um ihren Anführer, der den Soldaten kühn entgegen sprengte. Es begann ein wüthendes Gefecht; noch fürchterlicher durch die an Nacht grenzende Dämmerung, und durch den engen Raum, welcher die Kämpfer einschloß. Hannchen und Babet waren fast eben so sehr, als die Streitenden, der Gefahr ausgesetzt. Sie wollten fliehen, aber von allen Seiten umgab sie das mörderische Gefecht; Kugeln schlu-

gen neben ihnen in die Bäume, Verwundete stürzten zu ihren Füssen nieder.

Die Räuber waren den Soldaten an der Zahl überlegen, und schon fiengen diese an sich fechtend zurück zu ziehn, wobey die Damen fast mitten ins Gedränge kamen. Der Offizier, der sie anführte, war verwundet — jetzt traf ein Schuß sein Pferd — es stürzte — er sprang dicht neben der knieenden Babet herab, und stieß mit einem Seufzer die Worte aus: ich kann nicht mehr!

Ach Gott! rief Babet, indem sie die Hände rang, und ihr bethräntes Gesicht gegen den Mond kehrte. Bey diesem Ausruf warf der Verwundete einen Blick auf sie, schrie Babet! Babet! und stürzte sich von neuem ins Gewühl. — Dieser süsse Name schien seine Wunden plötzlich zusammenzuziehn, und seine Muskeln mit übermenschlicher Kraft zu spannen. Sein Säbel mähte unter den Räubern, und schon hatte er ihren tapfern Anführer erreicht, mit dem er jetzt einen ungleichen Kampf eingieng. Er zu Fusse, Jener zu Pferde; Er blutend, Jener unverwundet, griff er ihn an mit Heldenkraft, und wich nur Schritt vor Schritt der Uebermacht des Räuberhauptmanns, dem sein Pferd und sein ungeschwächter Arm den Vortheil über ihn gaben.

Ach! schon war er bis zu Babets Füssen zurückgetrieben — von neuen Wunden bedeckt sank

er vor ihr nieder, und stammelte: Hier will ich gern sterben! — Schon bückte sich der Fremde nach ihm herab, ihm den Kopf zu spalten, als Babets Anblick auch hier einen unerklärbaren Zauber zu wirken schien. Babet! schrie der Räuber, und sein aufgehobener Arm sank gelähmt herab. Babet! schrie er noch Einmal, sprang hastig vom Pferde, ergriff das kniende Mädchen, und schleppte sie, mitten durch das Gewühl, immer tiefer und tiefer ins Gebüsch. Der Offizier lag ohnmächtig am Boden, und war nicht im Stande, sich dieser That zu widersetzen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Retter.

Kaum hatte Babet wider ihren Willen den Schauplatz verlassen, auf welchem Räuber und Soldaten noch immer mit gleicher Wuth und abwechselndem Glücke fochten, als sich die Scene urplötzlich veränderte. Ein Offizier, an der Spitze von zwanzig Husaren, stürzte keuchend aus dem Gesträuch hervor, fiel wie ein Hagelwetter auf die Buschklepper, und entschied in Einem Augenblicke den Sieg. Was noch fliehen konnte, floh. Der Platz war mit Todten und Verstümmelten bedeckt. Die erhaschten Flüchtlinge wurden gebunden.

Der Offizier sprang vom Pferde, gieng hastig auf dem blutigen Tummelplatz umher, fand Hannchen, die leblos unter einer Eiche lag, und warf sich zitternd über die Ohnmächtige. — Sie seufzt — sie erwacht — sie ist in Wilhelms Armen! —

Staunen und Freude machen sie sprachlos — sie kann nicht fragen, welch ein Wunder ihr den Gatten zum Retter gesandt; sie kann nur dieß wundervolle Glück empfinden, und diese Empfindung, in Thränen aufgelöst, stumm an seinem Halse ausweinen.

Das bange Aechzen eines Verwundeten weckte Wilhelm zuerst aus diesem seligen Rausche. Er blickte um sich, sah einen Menschen in seinem Blute liegen — sah — staunte — schauderte — und sank von Schmerz betäubt an die Seite des Stöhnenden — es war Fritz, — es war sein Freund! der ihn nicht kannte, dessen Auge die Nacht des Todes umschleyerte. — Hilfe! Hilfe! Hilfe! schrie Wilhelm ängstlich, und riß sein Schnupftuch hervor, um die Quellen des rieselnden Blutes zu verstopfen. Auch Hannchen wankte herbey, und stieß einen heftigen Schrey aus, als sie das blasse Gesicht des biedern Jünglings erkannte.

Die Soldaten liessen ab von der Verfolgung der Räuber, kehrten zurück, hieben Zweige von den Baumen, flochten in der Eile zwey Tragbah-

ren, legten den Verwundeten sanft auf die Eine, setzten Wilhelms erschöpfte Gattin auf die Andere, und trugen sie mit vorsichtigen Schritten durch den Wald. Die Husaren trieben die Gefangenen vor sich her; Wilhelm ritt langsam neben dem Zuge; tausend widersprechende Gefühle zerschnitten seine Brust. Ein Blick auf die gerettete Gattin füllte ihn mit wehmüthiger Freude; aber ein anderer Blick auf seinen sterbenden Freund, und Hannchens Angstgeschrey um die verlorne Babet, verbitterten ihm die Wonne, der Retter seines Weibes geworden zu seyn.

Sie erreichten mit Tages Anbruch das Ende des Waldes, und mit ihm ein Dorf, wo sie, trotz dem Mangel an allen Bequemlichkeiten, liegen bleiben mußten, denn der Verwundete konnte eine längere Erschütterung nicht ertragen. Hier sandte Wilhelm sogleich einen Husaren nach der nächsten Stadt, um Wundärzte zu holen. Sie kamen gegen Mittag, und erklärten zu Wilhelms unaussprechlicher Freude, daß keine der Wunden seines Freundes tödtlich sey. Sie wagten es, sich für seine Genesung zu verbürgen, und fürchteten nur für die schleichenden Folgen des vielen verlornen Blutes.

Jetzt trat der Prediger des Orts in die Dorfschenke, ein menschenfreundlicher Greis, der mit der leutseligsten Gastfreyheit, dem Kranken seine Wohnung und Pflege anbot. Die Einladung

wurde mit Dank angenommen, und Fritz nach dem Ersten Verbande, mit Erlaubniß seiner Aerzte, dahin getragen. Hier war der gute Alte geschäftig, ihm das beste, ruhigste Zimmer seines Hauses einzuräumen, und Alles was Küche, Keller und Haus-Apotheke vermogten, trug er unermüdet herbey.

Fritz hatte gegen Abend seine Besinnung wieder erhalten. Sprechen konnte er noch nicht; aber er sah lächelnd seinen Freund neben seinem Bette sitzen; er sah lächelnd Hannchen ab und zugehen, und sein Auge schweifte nur mit inniger Unruhe im Zimmer umher, als ob er noch eine dritte Person suche. Wilhelm verstand diesen Blick, gab seiner Gattin einen bedeutenden Wink, und fragte dann ungezwungen: ob Babet schon schlafe? — Hannchen nickte mit dem Kopfe, muste aber schnell ihr Gesicht wegwenden, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Auf Fritzen wirkte diese kleine List sehr wohlthätig, er schien beruhigt und entschlummerte bald darauf.

Durch die ermüdende Reise und die Schrecken der entwichenen Nacht, war Hannchen so angegriffen, daß sie sich kaum mehr auf den Füssen halten konnte. Wilhelm war es nicht viel weniger, aber er bestand darauf, bey seinem Freunde zu wachen, und sorgte nur dafür, daß seine Gattin in einem Nebenzimmer die ihr so nöthige Ruhe fand. Mit Einem der Wundärzte blieb er an Fri-

tzens Lager. Da der Kranke ruhig zu schlummern schien, so fiel auch dieser bald in einen tiefen Schlaf; Wilhelm aber wachte, und die Erinnerung an alle seine wunderbaren Schicksale, gab seiner Seele genug reichhaltigen Stoff zu verarbeiten, um den Schlaf zu verscheuchen.

Bald nach Mitternacht hörte er zu wiederholtenmalen an der Hausthür klopfen, da aber das Krankenzimmer im Hinterhause lag, und also dieses Klopfen den Schlummer seines Freundes nicht stören konnte, so bekümmerte er sich nicht weiter darum. Doch bald wurde seine Aufmerksamkeit durch ein vermehrtes Geräusch, durch Hin und Hergehen und lautes Reden in der Ferne gereizt. Nicht lange, so schlich es über den Gang, näherte sich der Stubenthür und klopfte leise. Wilhelm gieng hinaus, und fand den alten Prediger mit einem Lichte in der Hand, der ihm erzählte: ein junges, schönes Frauenzimmer, mit einem Kästgen unter dem Arm, sey zu Fusse vor sein Haus gekommen, habe ihn wecken lassen, und mit ihm sprechen wollen. Aber da sie nichts als französisch spreche, und er dieser Sprache unkundig sey, so habe er sie vorläufig in seine Stube geführt, und komme, um Wilhelm zum Dollmetscher aufzufodern. Das Frauenzimmer scheine sehr unruhig und vergiesse häufige Thränen.

Wilhelm eilte zurück, weckte den Wundarzt, und folgte dann dem Greise von einer Ahndung

durchdrungen, die ihn nicht betrog, denn als er die Thür öffnete, flog Babet in seine Arme! — Wilhelms unvermuthete Erscheinung gab ihrer kindlichen Freude den Anstrich von Wahnsinn. Sie fühlte sich nun ganz gerettet, sah sich wieder unter dem Schutz eines geliebten Freundes, lachte, weinte, seufzte, betete, und konnte lange keine zusammenhängenden Worte hervorbringen. Endlich fragte sie zuerst nach Hannchen — und dann mit einer sichtbaren Bewegung, nach Fritzen, den sie im Getümmel nur allzuwohl erkannt hatte, und dessen letzte Worte, als er zu ihren Füssen sank: hier will ich gern sterben! noch immer in ihre Ohren tönten.

Nachdem Wilhelm ihr über Alles beruhigende Auskunft gegeben, und ein niederschlagendes Pulver ihre Lebensgeister etwas besänftigt hatte, wünschte er nun auch von ihr zu erfahren, durch welches glückliche Abentheuer sie ihm so unverhofft wieder geschenkt sey? — Aber Babet legte den Finger auf den Mund — sie schwieg — ihr Auge wurde düster — und nachdem sie einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen, ergriff sie wehmüthig Wilhelms Hand, und bat ihn, sie nun und nie wieder mit dieser Frage zu ängstigen.

Wilhelm begriff freylich den Zusammenhang dieser Weigerung nicht, da sie aber ihre Bitte mit der beweglichsten Stimme wiederholte, und er nicht gewohnt war, sich in fremde Geheimnisse

einzudringen, so schwieg er bescheiden. Auch der Prediger wuste ihm das Räthsel nicht aufzuklären. Nur so viel erfuhr man noch von dem Knechte, daß, als Babet klopfte, einige hundert Schritte von der Pfarrwohnung ein Wagen hielt, der von einigen Männern zu Pferde umgeben war, und daß, sobald er der Klopfenden die Thür geöffnet und sie herein gelassen, der Wagen und die Reuter links um gemacht, und in vollem Gallop den Rückweg nach dem Walde nahmen.

Am andern Morgen wurde die Freude der Gesellschaft noch durch die Erscheinung des ehrlichen Peters erhöht, der bey dem ersten Lärm, als Niemand auf ihn acht gab, Buscheinwärts flüchtete, und nachdem er mit dem aufgeladenen Gepäck den ganzen Tag im Walde herumgeirrt und fast verhungert war, endlich einen Bauer fand, der ihn wohlbehalten ins Freye brachte. Hier folgte er der Spur seiner Herrschaft, und langte gerade in dem Augenblicke an, da der zweyte abgenommene Verband die beste Hoffnung zu Fritzens baldiger Genesung gab, und Babet und Hannchen Arm in Arm an seinem Bette standen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Geprüfte Liebe.

So abgeschmackt es wäre, wenn ein Theater-Principal nach der Vorstellung irgend einer be-

rühmten Zauberoper den Vorhang noch einmal aufrollen ließe, um den Zuschauern die ganze Mechanik der Verwandlungen zu zeigen, und sie mit jedem Stricke, der hier einen Baum oder dort einen Hügel herbey führte, bekannt zu machen; eben so albern würde der Erzähler handeln, der nur stumpfsinnige Leser voraussetzte, und ihnen gar nichts zu errathen oder zu vermuthen übrig ließe.

Der Referent dieser abentheuerlichen, aber wahrhaften Geschichte, ist überzeugt, daß die Meisten seiner Leser, besonders aber die Leserinnen (die, nach seiner Erfahrung, eine ausgezeichnete Stärke im Errathen besitzen, zum Beweise, daß sie weit schneller kombiniren als die Männer) schon längst das Gewebe der beyden letzten Kapitel durchschaut, und den Knoten gelöst haben. Er wird daher den Gang, den die Geschichte nahm, blos mit Punkten andeuten, wie man die Reisen der Seefahrer auf der Karte zu bezeichnen pflegt, damit der Leser diesen Punkten folgen könne, bis in den Hafen der geprüften Liebe.

Daß Fritz bald nach der Trennung von seinem Freunde ausgewechselt wurde, daß er zu seinem Regimente zurückkehrte, welches während dieses Krieges sehr gelitten hatte, und deshalb, theils um auszuruhen, theils um wieder vollzählig gemacht zu werden, in seine alte Garnison eingerückt war; und daß der junge Held, an Thätigkeit gewöhnt, sich hier um den mißlichen

Auftrag bewarb, an der Spitze zweyer Grenadier-Kompagnien die Räuber zu Paaren zu treiben; alles das versteht sich von selbst.

Wilhelms Verschwinden war die Wirkung eines vielleicht allzuzarten Ehrgefühls, und sein plötzliches Wiedererscheinen die Wirkung einer sehr gerechten französischen Großmuth. Denn als er sich in dem Hauptquartier des Generals, der an der schweitzerischen Gränze gelagert war, freywillig als Kriegsgefangener stellte, und mit der edlen Zuversicht, die den schuldlosen Mann bezeichnet, die Geschichte seiner Flucht vortrug; da hielt es der Befehlshaber seiner Pflicht angemessen, nicht aufs neue, durch Auslieferung dieses Mannes, die Schuld des verletzten Völkerrechts auf sein Vaterland zu laden; er ergriff vielmehr mit Freuden die Gelegenheit, die ihm das Auswechslungsgeschäft darbot, ihn allen Verfolgungen zu entziehn, und noch am selbigen Abend in Freyheit zu setzen.

Welchen Gebrauch Wilhelm von dieser Freyheit machen würde, ließ sich leicht voraussehn. Er flog zurück an den Ort, wo er sein treues Hannchen gelassen hatte, mit der leisen Hoffnung, sie noch zu finden. Als er erfuhr, daß sie bereits einen Vorsprung von zwanzig Stunden vor ihm gewonnen, warf er sich auf ein Kurierpferd, und eilte ihr auf dem Fuße nach. Mit jeder Meile verminderte sich der Raum, der sie von ihm trennte; das letzte Städtchen erreichte er eine Stunde

nach ihrer Abreise, und der furchtsame Wirth erzählte ihm haarklein, wie er sie gewarnt, und wie sie trotz seiner wohlgemeynten Warnungen, und trotz Babets Ermüdung, auf der Fortsetzung ihrer Reise bestanden.

Wilhelm zitterte vor der Gefahr, in welche die mütterliche Sehnsucht sie stürzte. Er eilte zu dem Kommandanten des Orts, einem seiner alten Kriegsgefährten, und bat ihn um eine starke Bedeckung bis zur nächsten Station. Sogleich erhielten zwanzig Husaren Ordre aufzusitzen, an ihrer Spitze flog er die Straße entlang. Der Tumult im Walde erreichte sein Ohr — und er kam eben noch zu rechter Zeit, um seine Gattin zu retten und seinen Freund zu rächen.

Der dichteste Schleyer liegt über Babets Abentheuer, und wir würden vielleicht nie im Stande gewesen seyn, ihn aufzuheben, wenn sie nicht mehrere Jahre nachher das Geheimniß ihrem Gemahl in einer traulichen Stunde selbst mitgetheilt hätte. Der Räuberhauptmann, der ihren Namen ausrief, sie ergriff und fortschleppte, war ihr Bruder Philipp. In seiner Jugend verzärtelt; mit den Vorurtheilen der Geburt genährt; in dem albernen Dünkel groß gezogen, daß er zu einer privilegirten Klasse gehöre, die gebohren sey, um von der Arbeit der unterdrückten Casten zu leben; von Selbstthätigkeit entwöhnt; vermeynte er, Ehre und Glück einzig an seinen alten Namen gebun-

den; verließ voll schimärischer Hoffnungen sein Vaterland, trotzte auf seine Herkunft, wollte unter den Emigrirten eine glänzende Rolle spielen, der er nicht gewachsen war; glaubte sich hintangesetzt, vereinigte sich mit andern Mißvergnügten seines Gelichters — und ward ein Räuber.

Eine Zeitlang trieb er sein schlimmes Handwerk mehr im Kleinen und mit Glück. Aber als nach und nach seiner Bande immer mehr Gesindel zuströmte, wagte er einige verwegene Unternehmungen, welche die Aufmerksamkeit der Regierung weckten, und die ernsthaftesten Gegenanstalten zur Folge hatten. Er unterlag — die Bande zerstreute sich, und er muste sich glücklich schätzen, daß es ihm gelang, unertappt nach Amerika zu entfliehen, und so einem schimpflichen Tode zu entgehen.

Als er in der Hitze jenes Gefechts seine knieende Schwester erkannte, da regte sich auf einen Augenblick das Bruderherz; er vergaß seine eigene Gefahr, um das hilflose Mädchen aus dem Getümmel in Sicherheit zu bringen. Nachdem das Scharmützel vorüber, und der Rest seiner Leute sich wieder gesammelt hatte, ließ er auch ihr Schmuckkästgen aufsuchen, gab es ihr zurück und geleitete sie selbst, durch Umwege, die ihm allein bekannt waren, bis nahe an die Pfarrwohnung. Hier reichte er ihr düster die Hand, die sie mit bittern Thränen netzte, ihn so tief gesunken zu sehn. Alle ihre schwesterlichen Ermahnungen, ab-

zuweichen von der Bahn des Lasters — ihr rührendes Beschwören bey dem Geiste ihres ehrwürdigen Vaters — beantwortete er nur mit einem finstern Schweigen.

Mit schwerem Herzen, und dem festen Vorsatz, wenigstens die Schande ihres Bruders nicht selbst aufzudecken, überließ sie ihn seinem Schicksale, und eilte zurück in die Arme der Freundschaft, in den Schoos einer neuen Familie, wo die Verwayste, Vater und Bruder in der Person eines biedern Gatten wieder fand.

Liebe, Freundschaft, Tugend, Hoffnung, gaben Fritzen bald seine Gesundheit wieder. Auf Wilhelms Landgute blühten hinfort zwey glückliche Geschlechter. Einigkeit, Genügsamkeit und froher Muth strahlten aus den Blicken der Aeltern, lächelten in den Zügen der Kinder. Die beyden Freunde hiengen ihre Waffen in die Rüstkammer, bauten ihren Kohl, und riefen mit Voltaire:

Ah! cachons nous! passons avec les sages
Le soir serein d' un jour mêlé d' orages.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zuweichen von der Bahn des Lasters – ihr rührendes Beschwören bey dem Geiste ihres ehrwürdigen Vaters — beantwortete er nur mit einem finstern Schweigen.

Mit schwerem Herzen, und dem festen Vorsatz, wenigstens die Schande ihres Bruders nicht selbst aufzudecken, überließ sie ihn seinem Schicksale, und eilte zurück in die Arme der Freundschaft, in den Schoos einer neuen Familie, wo die Verwayste, Vater und Bruder in der Person eines biedern Gatten wieder fand.

Liebe, Freundschaft, Tugend, Hoffnung, gaben Fritzen bald seine Gesundheit wieder. Auf Wilhelms Landgute blühten hinfort zwey glückliche Geschlechter. Einigkeit, Gnügsamkeit und froher Muth strahlten aus den Blicken der Aeltern, lächelten in den Zügen der Kinder. Die beyden Freunde hiengen ihre Waffen in die Rüstkammer, bauten ihren Kohl, und riefen mit Voltaire:

Ah! cachons nous! passons avec les sages
Le soir serein d' un jour mêlé d' orages.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Die jüngsten Kinder meiner Laune

Bd.: 6

Leipzig (1797)

P.o.germ. 2105 v-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11047623-6
VD18 11081368-002